



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Die Brüder standen sich gegenüber, sie waren einander nie sehr sympathisch gewesen und Sebastians Ehrgeiz hatte die Spottsucht Jakobs stets herausgefordert. Jetzt war der „kleine Minister“ ein abgedankter Hofbeamter, der es nicht unter seiner Würde fand, auch um die Erbschaft des „geizigen Krämers“ zu buhlen.

Mit einem triumphirenden Lächeln blickte denn auch Jakob nach der ziemlich kühlen Umarmung auf das schüchterne Männchen herab und sagte dann mit einem Versuche, einiges Wohlwollen in den Ton seiner Stimme zu legen:

„Ja, ja, ich hab' mir immer gedacht, daß es einmal so kommen wird; — nun, du hast mir damals nicht geglaubt, hast dein Kapitälchen schlecht angelegt — schlecht angelegt. — Fürstengunst ist eitler Dunst, — jetzt kommt jeder gute Rath leider zu spät.“

Der Hofrath nickte wehmüthig mit dem grauen Köpfcchen und murmelte dann etwas von den „Seinen“, die es schon kaum erwarten könnten, die Bekanntschaft des verehrten Onkels zu machen.

Herr Jakob grinste vergnüglich.

„So, so, — hätt's kaum gedacht, daß auf meine alten Tage noch von den schönen, adligen Damen werd' so kaskolirt werden; na, da komm aber, Bastian, wollen deine Gnädige nicht warten lassen, — müßt' es am Ende gar daheim büßen — he? Oder hast du das Hausregiment? Schaut mir eben nicht darnach aus!“

Damit waren die beiden Arm in Arm in das nächste Gemach — das Empfangszimmer — getreten. Dasselbe war höchst ärmlich ausgestattet, sechs Stühle, ein altmodisches Kanapee, einige Schränke und Kommoden, zwei schlechte Stahlstiche an den Wänden — „Napoleon in Fontainebleau“ und „das Mädchen von Saragossa“ bildeten so ziemlich die ganze Ausstattung des Zimmers, dessen düstere Fenster mit den halb erblindeten Scheiben nicht einmal durch weiße Vorhänge ein freundliches Ansehen erhielten.

Auf dem hartgepolsterten Sopha saß Frau Edeltrud, angethan mit einer schweren, langschleppigen Seidenrobe und einem weißen Hute, von dem stolz und zugleich herablassend zwei dicke Straußenfedern winkten.

Abelgunde war in ein weiß und blau gestreiftes Wollkleid gehüllt und das Innere ihres Hütchens zierte ein Kranz aus

Bergigmeinnicht, der sich in ihren röthlichblonden Locken verlor. Sie sah sehr schmach tend aus. Auf des kleinen Köschchen Toilette war mindere Sorgfalt verwendet worden.

Dame Edeltrud erhob sich steif und reichte dem Schwager Jakob, wie gestern Johann, ihre Rechte, jedoch war das Lächeln, welches jetzt ihren Mund umspielte, bedeutend freundlicher und sie sprach auch einige höfliche Worte, in denen sie die Freude, daß es ihr endlich gestattet sei, der Familie ihres theuren Sebalbus näher zu treten, gewandt Ausdruck gab.

Jakob ließ die kleine Hand nach einem leichten Druck wieder los und fragte mit gut gespielter Bewunderung:

„Sebalbus, Frau Schwägerin, — Sebalbus heißt wohl Ihr erster Mann?“

„Mein erster Mann?“ rief die Hofrathin entsetzt. „Wissen Sie denn nicht, daß ich als eine jungfräuliche Braut in den heiligen Ehestand getreten bin?“

„Nein, in der That, dies war mir nicht bekannt, es freut mich aber umsomehr, im Interesse meines Bruders, — jedoch, dann war wohl dieser ‚Sebalbus‘ eine — nun, vielleicht eine Jugendbekanntschaft, wenn man fragen darf?“

„Aber ich nenne ja den Hofrath, meinen Mann, Sebalbus!“

„Ach so, da ist er umgetauft worden, — also, Sie fanden für nöthig, ihm einen neuen Menschen anzuziehen, — hm, hm, war immer so eine Art Don Juan, der gute Bastian, — ein Vocativus, wie die Herren Cavaliere sagen, zu denen er sich doch gewiß gerechnet haben wird.“

Die Hofrathin wünschte augenscheinlich dieses unpassende Gespräch beendeten, deshalb sah sie zu ihrer Tochter Abelgunde hinüber, und diese, den auffordernden Blick der wasserblauen mütterlichen Augen richtig deutend, stellte sich ohne Scheu vor Onkel Jakob in Positur und begann mit einem schmach tenden Blicke:

„Theurer Oheim, mir sagt es mein Herz, wir werden bald die besten Freunde werden. Mein weiches, liebevolles Gemüth sehnt sich nach Anschluß, mein dem Gewöhnlichen abholder Sinn war und ist stets dem Außerordentlichen, dem Seltenen und Genialen zugewendet gewesen und —“

Hier stockte Abelgunde, denn Jakobs Blick war mit einem Ausdruck auf sie geheftet, wie ihn etwa ein Sammler hat, wenn ihm ein neues Exemplar geboten wird, das er im Moment noch nicht zu klassifiziren vermag.

Röschen, der man daheim schon viele gute Lehren, daß sie ja freundlich und kindlich zärtlich den Erbonkel begrüßen und nicht etwa, ihrer Gewohnheit gemäß, scheu und schüchtern zur Seite blicken sollte, näherte sich jetzt mit kleinen Schritten der so hochwichtigen Persönlichkeit, und in dem instinktiven Gefühl, der stocenden und vergeblich den Faden ihrer Aured wieder suchenden Schwester zu Hilfe zu kommen, ergriff sie Herrn Jakob's feuchtkalte Hand und sagte, ihn neugierig und mit erstaunten Augen betrachtend:

„Du bist also der Erbonkel?“

Wäre eine Bombe in das kahle Empfangszimmer durch eine der blinden Scheiben hereingeschlagen, die Familie von Bartels hätte nicht entsetzter blicken, nicht vielfagender verstummen können, als dies jetzt geschah.

Desto belustigter schien der alte Herr durch diese seltsame Frage. Er mederte förmlich vor Lachen und wiederholte, immer wieder auf's neue sichernd:

„Ja, ja, mein Töchterchen, ich bin der Erbonkel.“ Dann beugte er sich zu der Kleinen nieder und fragte zutraulich: „Willst du mich auch vielleicht beerben, mein Püppchen?“

„O ja,“ lächelte die Kleine, kühn gemacht durch ihren augenscheinlichen Erfolg, „gewiß möcht' ich das — wenn Schwester Adelgunde und die Mama nichts dagegen haben.“

„Vorlautes Kind!“ rief die Hofrätin verweisend dazwischen.

Der Onkel aber legte wie beschützend seine Hand auf das lockige Haupt der kleinen Nichte und meinte gutmüthig:

„Lassen Sie doch den lieben Schatz sprechen, ich höre das Geplauder von Kindern gern, sie können sich noch nicht so gut verstellen wie die Großen, ihr Egoismus tritt deshalb naiver zu Tage. Sag' mir, mein Herzchen, warum will denn Schwester Adelgunde nicht, daß du alle die großen Puppen erben sollst und das viele Spielzeug, was der Onkel hat?“

Die Kleine blickte etwas scheu auf, aber der Gedanke an die großen Puppen und das viele Spielzeug gab ihr Muth, halb weinerlich erwiderte sie daher:

„Weil Adelgunde älter ist und von allem zuerst bekommt, und dann will sie auch die Erbschaft haben, damit Theobald sie heirathet.“

Hier sagte Papa Hofrath so nachdrücklich den Arm seiner Jüngsten, daß diese jäh verstummte. Herr Jakob aber wandte sich zu der erglühenden Adelgunde und fragte grinsend:

„Also Theobald heißt er, — da darf man wohl gratuliren, Fräulein Nichte?“

Das arme Mädchen murmelte einige ablehnende Worte und schwieg dann. Eine peinliche Pause entstand, die der Onkel sich hütete, zu unterbrechen, denn er freute sich der Verlegenheit, welche so augenscheinlich auf allen lastete.

Die Hofrätin ermannete sich zuerst, und da Herr Jakob zu hüpfeln begann und seinen alten abgeschabten Hausrock fester um die mageren Glieder zog, sagte sie:

„Ihnen scheint nicht ganz wohl zu sein, Herr Schwager, und wir greifen durch unsern Besuch vielleicht störend in Ihre häuslichen Gewohnheiten ein?“

Hähähä! — Fühle mich ganz munter, danke bestens für die freundliche Sorge, — denke aber noch recht lange auf dieser Welt zu bleiben,“ erwiderte der alte Geizhals grinsend und wandte sich dann zu Röschen. „Ja, mein liebes Kind, der Erbonkel macht noch lange keine Anstalten zum Sterben und du wirst auf die großen Puppen und Schwester Adelgunde sammt Theobald auf das heidnisch viele Geld noch ein hübsches Weilchen warten müssen!“

Frau Edeltrud erhob sich verlegt, ihre Geduld schien erschöpft und sie sagte zu dem trübe vor sich hinblickenden Gemahl:

„Wir wollen deinen Bruder nicht länger stören!“

„O, nicht doch, Frau Schwägerin, freut mich ja sehr, werden doch nicht denken, daß ich Sie so ohne weiteres fortlasse! Eine Mittagsuppe müssen Sie schon bei dem Erbonkel essen — nicht wahr, Röschen?“

„Ja, Onkelchen, wenn du mich ein bischen mit deiner großen Puppe spielen läßt!“

„Ah, das ist reizend! Hört nur, wie praktisch die Kleine ist, sie will indeß eine Nutznießerin von der Erbschaft haben, — nur, Röschen, laß dir ja nicht merken, daß du die Erbin bist, sonst zausen dich Onkel Johannes' Kinder ohne Gnade.“

Der Hofrath erzählte hastig, daß Johann sie morgen alle zum Speisen eingeladen habe. Das Gespräch ward nun allgemeiner, und auch Adelgunde mischte sich aufathmend in die Unterhaltung.

Troßdem war es wie eine Erlösung für die Damen Bartels, als die häßliche Haushälterin ihren großen Kopf in's Zimmer steckte und die Meldung machte, daß die Suppe auf dem Tisch stehe.

Onkel Jakob bot galant der stattlichen Schwägerin den Arm und sie legte nicht ohne inneres Widerstreben die zierlich behandelte Linke auf den fettigen Schreibarmel des Erbonkels.

In dem nach dem Hofe zu gelegenen schmalen und düsteren Speisezimmer, das nur einen gedeckten Tisch und zwölf plumpe Sessel aus Eichenholz enthielt, warteten der stolzen Hofrätin nächst der dampfenden Suppe, die schon liebliche Dünste verbreitete, neue Demüthigungen. In einem Tische mit ihr saß und aß nämlich nicht bloß die alte Haushälterin, sondern auch deren Nefse Hans, der schwächliche Lehrling mit dem stehenden böden Lächeln!

Herrn Hans schienen die röthlichen Locken und schmachtenden Augen Adelgundens, die seine Tischnachbarin war, besser zu gefallen, als dem alten Jakob, der Röschen an seine Seite genommen hatte und der Frau Gertrud, während diese den Braten schnitt, in möglichst boshafter Weise erzählte, welche ihm die kluge Kleine gegeben.

Der Hofrath, der eben eine Gabel voll aß, wurde geführt; hustete und prustete dabei so besorgnißvoll, daß sein Bruder sich freundlich erkundigte, ob ihm etwa im Halse stecken geblieben sei?

Herr Hans lachte über diesen Wit seines vergnügt, und legte dann der schönen Nachbarin mit Bewunderung ein großes Stück Schweinsbraten auf den Tisch.

Adelgunde verweigerte die Annahme, aber ihr ungläubiges halb nichts, der unverschämte Mensch ging sogar so weit, ihr mit seinen rothen, aufgesprungenen Händen zärtlich den Arm zu drücken, während er ihr zusüsterte:

„Essen Sie nur, schönes Fräulein, immer lassen Sie sich's schmecken, der Herr Onkel rechnet's Ihnen doch an!“

Adelgunde würgte schauernd das Bratenstück noch hinab, nur damit sie nicht den schrecklichen Menschen neben sich anzusehen und ihm zu antworten brauchte.

„O Theobald,“ hauchte sie, als das letzte Stückchen glücklich verschluckt war, „das alles leide ich um deinetwillen!“

* * *

So qualvoll der Aufenthalt in dem grauen Hause für die Familie von Bartels, mit Ausnahme Röschens, gewesen, so war doch das sonntägliche Mittagmahl bei Onkel Johann — dem Schreiner — noch bei weitem entsetzlicher, wie die Hofrätin wenigstens behauptete.

Erstens gab es wiederum gedünstetes Kraut und Schweinsbraten — eine kleine Malice des Schicksalsfelschens, die dem Hofrath, der gern gut speiste, und der armen Adelgunde, welche von der Frau Meisterin bedient worden war, wehmüthige Seufzer kosteten.

Frau Edeltrud kostete nur von den aufgetragenen Speisen und erregte dadurch in hohem Grade den Groll der Schwägerin Friederike, welche der „hochnasigen Gnädigen“ noch eher die weißen Kamelien an der Putzhaube und das graue Seidenkleid, als diese völlige Appetitlosigkeit verziehen hätte.

Und was für Mühe hatte doch dieses Gastmahl gekostet! Die arme Frau war noch ganz „abgeheht“, wie sie dem Hofrath gestand, der ihre frische Gesichtsfarbe lobte. Dafür waren aber auch die Dielen der „guten Stube“ von untadeliger Weiße, die Vorhänge frisch aufgesteckt, alles sorglich abgestäubt und sogar das Kunstwerk im Glaschrank, eine Schäfergruppe aus Dragant, einer gründlichen Reinigung unterzogen worden. Leider hatte dabei der liebende Damon den Kopf verloren — ein Unglück, das Verliebten öfter geschehen soll — und Frau Friederike hatte bejagten strohhutbedeckten Kopf in der Eile falsch aufgesetzt, so daß Damon der zärtlichen Phyllis jetzt seine gelbe Lockentour zeigte und dabei tapfer die Flöte in die Höhe hielt.

Endlich war auch dieses Mittagmahl beendet und die „abgehehte“ Frau Friederike kam zum Sizen und vermochte nun ihrerseits dem bereits kalt gewordenen Schweinsbraten zuzuprechen.

Röschen hatte sich schnell mit der neunjährigen Franziska und dem zwölfjährigen Jakob — Onkel Johannes' Kindern — befreundet und freute sich schon auf die versprochenen Spiele in dem geräumigen Hofe.

Da drängte die Hofrätin zum Aufbruch, eine Migräne voranschickend. Jetzt aber kam die Schwägerin ordentlich in's Feuer.

„Na, erlauben Sie mir, das wäre eine schöne Geschichte, wenn Sie jetzt ausreifen wollten, nein, das dürfen Sie mir nicht antun. Auf Nachmittag zum Kaffee habe ich die ganze Verwandtschaft geladen, und die Jungfer Martha und Emmerenzia würden mir schöne Gesichter machen und sich den Mund zerreißen, wenn sie das Nest ausgeflogen fänden. Deshalb habe ich ja noch heut vor Tage in aller Eil die großen Streuselkuchen gebacken, mein Kaffee, — ich will mich nicht loben, aber nicht wahr, Johann, alles was recht ist, — gut ist mein Kaffee, der wird Sie schon kuriren, — und der Kuchen soll Ihnen schmecken, und wenn Sie zehnmal aus der Residenz kommen, — mein Kuchen ist berühmt. Essen und Trinken aber ist das beste Mittel gegen Kopfschmerz.“

Es war unmöglich, diese wortreiche Beweisführung zu widerlegen, ja, auch nur zu unterbrechen, und so ergab sich die Hofrätin in ihr Geschick, und während Herr Sebaldus mit dem Bruder Hans und Werkstätt in Augenschein nahm, Köschen lustig im Hofe „Versteckens“ und „Kämmerchen vermietthen“ spielte, Frau Friederike aber in die Küche ging, um den Kaffee zu bereiten, indessen die taube Magd das Geschirr reinigte, — lehnte Frau Edeltrud den schmerzenden Kopf, von dem sie die beneidete weiße Spitzenhaube abgenommen, an die treue, schmächtige Brust der Tochter und tiefe Seufzer über den Verlust einer erträumten Herrlichkeit und die Leiden dieser „vulgären“ Gegenwart stiegen zum Himmel auf.

Mit dem Schläge drei fanden sich die beiden jungfräulichen Schwägerinnen ein und begrüßten mit großer Zurückhaltung die bleiche Hofrätin, welche schnell wieder ihre Fußhaube aufgesetzt und die Falten des „Grauseidenen“ glattgestrichen, von dessen Reizen Frau Friederike sogar der tauben Magd in der Küche „beim Abwasch“ erzählt.

Fräulein Martha war jedenfalls die ansprechendere Erscheinung, klein und dick, hatte ihre sehr altfränkisch, aber sauber gekleidete Person etwas Gemüthliches, Vertrauensverweckendes. Nur die kleinen grauen Augen erinnerten durch den stehenden Blick an Bruder Jakob. Emmerenzia dagegen hatte die lange, hagere Figur mit dem „Erbontel“ gemein und die großen Hände, sonst besaß sie, abweichend von den übrigen Bartels, dunkle, schwärmerische Augen und schwarzes Haar, das sie zu beiden Seiten des hageren, gelblichen Antlitzes in langen Locken herabhängen ließ. Das dunkle, altmodische Seidenkleid war mit rosa Schleifen in der überladenen Weise aufgeputzt, auch der Haarschmuck bestand in rosa Bänderletten.

Die Schwestern, welche zwar ziemlich gleichzeitig eingetroffen, aber nicht zusammengekommen waren, betrachteten sich mit scharfen und musternenden Blicken, bald aber wandte sich ihre ganze Aufmerksamkeit den adligen Verwandten zu, und der kleine Krieg, der zwischen Martha und Emmerenzia herrschte, ward durch einen in stillschweigender Uebereinstimmung geschlossenen Waffenstillstand sistirt.

Nachdem die beiden alten Jungfrauen eine halbe Stunde mit der Hofrätin und Adalgunde geplaudert, ward ihnen klar, daß die neuen Ankömmlinge keineswegs zu unterschätzende Gegnerinnen seien. Die stolze Erscheinung der Hofrätin oder Adalgundens schwärmerische Hartigkeit konnten doch einen Eindruck auf Dunkel Jakobs unberechenbaren Sinn machen, und vielleicht testirte er auch nur zu Gunsten der „Fremden“, um die Dohlenwinkler Sippe recht tief zu kränken — zugutruhen wäre ihm dies schon.

Die dickbauchige braune Kaffeekanne, inmitten einer Anzahl, von einander verschiedener, goldgerändeter und mit finstigen Sprüchen versehener Tassen erschien endlich. Der braune, stark mit Sichorie vermischte Trank übte aber nur scheinbar eine friedliche und versöhnliche Wirkung. Zwar saßen sie alle vereint um den runden Kaffeetisch, sogar die Kinder hatten sich mit gerötheten Wangen und in Unordnung gekommenen Kleidern eingefunden und vertilgten enorme Portionen des sehr schmackhaften Backwerks.

An die „gnädige Schwägerin“ wagten sich die Schwestern noch nicht heran, mit dem Bruder, der, wenn auch geadelt, doch ein „Bartels“ blieb und seit seiner Entlassung aus dem Staatsdienste überhaupt viel von seinem Nimbus verloren, war das etwas anderes, ihm konnten sie schon durch einige hingeworfene Bemerkungen auf den Zahn fühlen.

Beide waren von den Ereignissen des gestrigen Tages und dem Empfange, den die „neuen Erbschleicher“ bei dem Dunkel gefunden, vollständig, wenn auch durch verschiedene Quellen, unterrichtet.

Martha erfuhr, wie alles Wissenswerthe, auch dieses durch

den Wirth zum „Schwarzen Wallfisch“. Emmerenzia hatte einen Seelenbund mit dem Ladendiener Hans geschlossen und besuchte sehr häufig den Laden unter dem Vorwande, kleine Einkäufe zu machen, dann ging sie auch auf ein Stündchen zu Frau Gertrud, und obgleich die häßliche Haushälterin eine erklärliche Abneigung gegen die ganze erbberechtigte Verwandtschaft ihres Herrn hatte, dem sie blind ergeben war, so konnte sie doch dem Reize eines Plauderstündchens nicht widerstehen, und wenn selbst die Besucherin Fräulein Emmerenzia war, die sie schon garnicht leiden mochte. Der redlichen, etwas schroffen Frau war nämlich die zur Schau getragene Schwärmerie der romantischen alten Jungfer geradezu widerwärtig, und die „Seelenfreundschaft“, welche Emmerenzia für den blöden Hans zu empfangen vorgab, wurde von Gertrud mit einem sehr derben Ausdruck, wenn auch richtig, aber nicht ganz ästhetisch bezeichnet.

Deshalb hatte Frau Gertrud auch der lispelnden Schwärmerin recht viel von dem Eindruck erzählt, den das hübsche Fräulein Adalgunde auf das empfängliche Herz ihres Neffen gemacht. Es ist erklärlich, daß Emmerenzia, die Fräulein von Bartels mit scheelen Blicken musterte, nur auf eine Gelegenheit wartete, ihrer Galle Luft zu machen. Diese Gelegenheit ließ auch nicht lange auf sich warten, denn Martha, die kein Herzensinteresse bei der Sache hatte und der demgemäß die Erzählung von Köschens naivem Gespräche mit Bruder Jakob am wichtigsten gewesen, streichelte jetzt die Wangen des munteren Kindes und sagte lauernd:

„Also das hier ist die zukünftige Herrin des Bartelshauses am Markte mißammit dem vielen Gelde darin —?“

„Und den großen Puppen!“ unterbrach Köschen fröhlich.

Die Hofrätin und Adalgunde begannen unruhig zu werden, Frau Friederike goß im Mergel Emmerenzia's Tasse so übertoll, daß die rothgeblühte Kaffeeseviete Flecke bekam, und Herr Johann machte sehr energische Anstrengungen, den unsichtbaren Hobel in Bewegung zu setzen. Er faßte sich übrigens zuerst und fragte mißtrauisch:

„Wie ist denn der Spaß zu verstehen, Martha?“

„Nun, ganz einfach, Köschen hat dem Bruder Jakob dadurch, daß sie ihn mit „Erbontel“ anredete, so gut gefallen, daß er sie zu seiner Erbin erklärt hat — wenn dies nämlich die Schwester Adalgunde —“

„Und Herr Theobald erlauben!“ schloß Emmerenzia mit einem giftigen Seitenblick auf die erröthende Adalgunde.

„Dummes Geschwätz,“ brummte Frau Friederike verdrießlich vor sich hin und fügte, zu den Kindern gewendet, hinzu: „Wenn ihr satt seid, dann könnt ihr in den Hof spielen gehen, damit hier mehr Platz wird.“

Die Kinder gehorchten sogleich, obwohl die kleine Franziska eine sehr mürrische Miene machte.

Die arme Hofrätin athmete erleichtert auf, seit das „Enfant terrible“ das Zimmer verlassen; aus Dankbarkeit ließ sie sich eine vierte Tasse Kaffee und ein fünftes Stück Kuchen von der beredten Frau Schwägerin aufnöthigen.

Wenn aber nun auch nothgedrungen das Gesprächsthema gewechselt wurde, so sorgten die beiden alten Jungfern schon redlich dafür, daß die vornehmen Verwandten nicht auf Rosen saßen und manche unliebamen Dinge hören mußten.

Das graue Männlein verstummte endlich gänzlich, denn der Gattin zusammengekniffene Lippen und gerunzelte Brauen verkündeten ihm nichts Gutes. — Welche Gardinenpredigt würde er da zu hören bekommen! Denn das war doch eine ausgemachte Sache, daß er, Sebaldus, oder, wie ihn hier die Geschwister nannten, „Sebastian“ für alle Taktlosigkeiten und Bosheiten der Sippe Bartels verantwortlich gemacht ward! Und nun fragte ihn noch Schwester Emmerenzia, die schnell die schwächste Seite der adligen Schwägerin ausgespiert, ob er denn schon den gelehrten Bruder Eusebins besucht habe und es wisse, daß derselbe in seinen Mußestunden, deren er zwölf am Tage habe, die alten Schuhe und Stiefel der Dohlenwinkler ausflicke?

Die Hofrätin fuhr mit der Hand zum Herzen, wo sie einen scharfen Schmerz verspürte, dann richtete sie sich majestätisch auf und sagte tonlos:

„Ich befinde mich nicht wohl und wünsche mich mit meiner Tochter zurückzuziehen.“

Die Frau Meisterrin sprang geschäftig herzu, und nahm sich nur eben soviel Zeit, einen bösen Blick auf Schwägerin Emmerenzia zu werfen, die mit kindlicher Harmlosigkeit an den Schleifen ihres Busentuches zupfte und gänzlich ahnungslos schien, daß just ihre

boshafte Bemerkung den Herzkrampf der armen Dame veranlaßt hatte.

Obgleich nun die Gattin des Tischlermeisters unmöglich ein Verständniß für den Schmerz haben konnte, der Frau Edeltruds Busen schwellte, verdroß sie doch der Umstand, daß man die Gäste ihres Hauses vor ihren Augen beleidigt habe, und sie würde ihrer Entrüstung darüber gewiß viele Worte geliehen haben, wenn nicht in diesem Augenblick ein Wehegeschrei, ausgestoßen von Kinderstimmen, an die Ohren der zwei besorgten Mütter gedrungen wäre.

Die Hofrätthin vermeinte Köschens, die Tischlermeisterin der kleinen Franziska Stimme aus dem beginnenden Schrei-Konzert herauszuhören. Während die Dame sich aber noch hilflos und ängstlich umblickte und dabei mit bebenden Fingern den Shawl zu befestigen suchte, war die resolute Meisterin schon zur Stube hinausgeeilt und beruhigte sich erst, als sie, im Hofe angelangt, die drei Kinder auf das eifrigste damit beschäftigt sah, einander nach allen Regeln der Kunst zu prügeln. Richtiger gesagt, prügelten Franziska und Jakob die kleine Cousine Rose, und diese, der Uebermacht schier erliegend, hatte die Kraft ihrer Lungen zu Hülfe genommen, um den stärkeren Feind zu besiegen.

Dies war ihr nun auch gelungen, denn die Meisterin säumte nicht, hier mit Wort und That hilfreich einzugreifen. Jakob, der „Taugenichts“, flog in die rechte und Franziska, der „unnütze Balg“, in die linke Ecke, und Köschens stand als Siegerin ganz allein auf dem Kampfplatze, in der Hand noch ein rothes Popsband der kleinen Feindin haltend, das sie starren Auges und mit hoch wogender Brust betrachtete. Erst als die übrige Gesellschaft erschien und die Kleine ihrer Eltern ansichtig ward, sagte sie nach der Stirn, wo eine große Beule Zeugniß von der Faustkraft Jakobs ablegte, und warf sich laut aufschluchzend in die Arme der bleichen Mutter.

Meister Johann inquirirte indessen seine Sproßlinge, denen er eine spätere zu vollziehende Strafe in Aussicht stellte, scharf darüber, wer oder was den Anlaß zu diesem Streite gegeben habe.

„Der Erbonkel!“ schrien Franziska und Jakob gleichzeitig und berichteten dann weinerlich, daß die neue Cousine sich gerüht habe, die Puppen und das viele Spielzeug in dem grauen Hause, ja dieses selbst sammt dem großen Kramladen und dem vielen Gelde werde einmal ihr allein gehören, das habe ihr Onkel Jakob versprochen. Es war keine geringe Entrüstung gewesen, welche diese Mittheilung in den Kindergemüthern der bürgerlichen erberechtigten kleinen Bartels hervorgerufen!

Franziska hatte sich zwar anfangs damit begnügt, die Erbin ein „dummes Ding“ zu nennen, das sich einbilde, nur deshalb die Erbschaft davonzutragen, weil es „adelig“ sei; als aber Köschens ihr die Versicherung gegeben, daß sie selbst eine „dumme Gans“

wäre, wenn sie so rede, und nun von ihr garnichts aus der Erbschaft erhalten werde, da hatte Jakob — schon in seiner Eigenschaft als Patschenknecht des Erbonkels der nächste zu dem streitigen Besitze sich der Schwester angenommen, und — „da war's halt so gekommen“ — wie der Bursche jetzt, reueerfüllt, meinte.

Es fehlte nicht an bedauernden Bemerkungen und guten Rathschlägen, um den Schmerz der Kleinen zu stillen, welche ihren Thränen nun um so freieren Lauf ließ, als sie in sich den Gegenstand der allgemeinen Theilnahme erblickte.

Am wortreichsten war dabei Jungfrau Emmerenzia, und nur die abweisende Kälte Frau Edeltruds konnte verhindern, daß die beiden Schwägerinnen ihnen auch noch in das einzige Asyl — in das Gastzimmer des „schwarzen Wallfisches“ folgten, wohin sich jetzt die Damen begaben, in Begleitung des Hofraths, der sich eifertig von den Geschwistern verabschiedete, sein immer noch leise schluchzendes Töchterchen an der Hand nach sich ziehend.

Frau Edeltrud würde vielleicht eine kleine Genugthuung, wenigstens für all' die ihr widerfahrene Unbill gehabt haben, wenn sie der Szene hätte beiwohnen können, die sich jetzt in der festlich gepuzten großen Stube des Schreinerhauses abspielte. Es wäre schwer zu bestimmen gewesen, wer eigentlich den Streit begonnen: ob die dicke Martha, welche ihrer Schwester Emmerenzia, der „ältlichen, gefesteten Perion“, lächerliche Gesallfucht, was den Anzug betraf, und blinde Eiferfucht auf die hübsche Adalgunde vorwarf, — ob Emmerenzia, die wiederum ihrer Schwägerin den Vorwurf schlechter Kindererziehung machte, — ob endlich Meister Johann, der von „unanständigem Betragen“ gegen Gäste und nahe Verwandte sprach, — sicher ist nur, daß bald alle auf einmal sprachen, spotteten, schrieten und schimpften, und viel böse Worte fielen.

Jungfrau Emmerenzia kam dabei am schlechtesten weg, denn, obgleich sie die giftigste Zunge besaß, sammt der Gabe, stets die verwundbarste Stelle des Gegners im Wortgeschetz zu treffen, so hinderte ihr Sprachfehler sie wieder da, wo es sich um Kraft des Ausdrucks und Stimmfülle handelte. Sie lispelte nämlich auch in der größten Erregung des Zorns, nur Klang es dann, als zische eine Schlange, während ihre Sprechweise dem blonden Ladendiener gegenüber das Lispeln einer zarten Jungfrau imitiren sollte, die dem Gegenstande süßer Herzensneigung nicht frei entgegentreten wagt.

Die vielen Lächerlichkeiten der verliebten alten Jungfer wurden von ihren Geschwistern scharf gezeihelt, und besonders Martha verschmähte nicht, die „Tugendheuchlerin“ zu entlarven. — Aber auch die stärkste Lunge erschöpft sich endlich. Diese Bemerkung machte die Meisterin an sich, als sie sich hustend und nach Athem haschend auf einen Stuhl gleiten ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Torquato Tasso. (Seite 47.)



Russisch-bulgarische Greuelthaten in Gessi-Saghra. Originalzeichnung von Victor Lorie. (Seite 47.)

Die Chemie des täglichen Lebens.

Von Emanuel Burm.

(Fortsetzung.)

Das Räuchern mit aromatischen Substanzen, wie Lavendel, Thymian, die in Form von Räucherkerzen, Pulvern und Papieren sich im Handel finden, ist ohne Werth, denn sie zerstören nicht die schlechte Luft, sondern verdecken nur den Geruch derselben. Eine andere Art der Desinfektion ist die, daß man die schädlichen Gase von geeigneten Körpern aufsaugen (absorbieren) läßt und dadurch aus dem Athmungsraum entfernt. Ein solches Absorptionsmittel ist pulverisirte Holzkohle, die man in einem flachen, geräumigen Napf in den Zimmern aufstellt. Diese hat, besonders wenn sie von Zeit zu Zeit gegläht wird, die Eigenschaft, sich mit Gasen zu sättigen, welche in die Poren der Oberfläche der Holzkohle eindringen. Da ein Kubitzoll pulverisirte Holzkohle 100 Quadratfuß Oberfläche entspricht, so kann sie sehr reichlich absorbieren und nimmt auch gegen 14 Prozent ihres Gewichtes Gase auf. Diese entzieht sie dadurch dem Athmungsraume und veranlaßt gleichzeitig ein Nachströmen frischer Luft durch die Poren und Ritzen des Zimmers. Eine jede Wohnung müßte einen solchen Napf mit Kohlenpulver enthalten, und wenn dasselbe täglich durch frisches ersetzt oder das gebrauchte gegläht wird, was sich in einer eisernen Schaufel über Kohlenfeuer bequem ausführen läßt, so bietet es eine billige und gute Desinfektion. Natürlich darf man den Napf nicht an zugigen Orten aufstellen, wo Kohlentheilchen emporgewirbelt und so in die Lungen gebracht werden könnten.

Die Decken der Schränke sind zur Aufstellung am geeignetsten, da die ausgeathmete Luft, welche wärmer ist, in die Höhe steigt. Ersetzt wird das Kohlenpulver auch durch getrocknete mergelhaltige Erde. Gelöschter Kalk bindet besonders Kohlensäure. Wir halten uns in Schlafzimmern gegen zehn Stunden ohne Unterbrechung auf und scheiden in dieser Zeit 100—200 Liter Kohlensäure, je nach dem Alter, aus. Ein Mensch von acht Jahren expirirt stündlich 9,3 Liter, im Alter von 20—24 Jahren 22,7 Liter Kohlensäure. Eine Person braucht also, da 0,1 pCt. Kohlensäure die äußerste Grenze zwischen guter und schlechter Luft ist, einen 100—200 Kubikmeter großen Lustraum, denn die ausgeathmete Kohlensäure entspricht 100—200 Kubikdezimetern für zehn Stunden. Die arbeitenden Klassen, denen nach der Anstrengung des Tages eine genügende Erholung am allernothwendigsten wäre, werden freilich noch warten müssen, ehe man ihnen geräumige und gesunde Wohnungen baut oder auf die Luft der Arbeitslokalitäten mehr Rücksicht nimmt. Schlechte Luft in den Fabriken, schlechte Luft zu Hause, wenig Zeit zur Erholung im Freien, sind einige der hauptsächlichsten Ursachen der kurzen Lebensdauer, welche die Arbeiter haben. Soviel es in eines jeden Kräfte steht, suche er sich gesunde Luft zu verschaffen.

Durch das Athmen verbindet sich der Sauerstoff mit den Bestandtheilen des Blutes und verbrennt dieselben. Hierdurch gehen Stoffe verloren und diese müssen ersetzt werden, wenn nicht Störungen im Organismus vorkommen sollen. Die Größe unseres Nahrungsbedarfes ist aber verschieden. Sie hängt ab von der Sauerstoffaufnahme und diese wiederum von der körperlichen Bewegung und Anstrengung. Der Appetit derjenigen, welche schwere Arbeit verrichten müssen, ist ja sprichwörtlich. „Er ist wie ein Scheunendrescher,“ heißt es von dem, der unersättlich zu sein scheint. Der größere Sauerstoffverbrauch beim Arbeiten verursacht eine schnellere und vermehrte Verbrennung des Blutes, die Stoffzufuhr muß also mit dem Stoffverluste steigen, wenn nicht Mangel an Kraft eintreten soll. In gleicher Weise wirkt äußere Abkühlung. Hier ist es der Wärmeverlust, der eine vermehrte Sauerstoffaufnahme und Verbrennung herbeiführt. Bei jeder chemischen Verbindung, also auch bei der Verbrennung, entsteht nämlich Wärme. Menschen und Thiere haben eine sogenannte thierische Wärme, welche 37 Grad R. beträgt und nicht viel über noch unter diesen Punkt gehen darf. Wie wir nun unsere Zimmer bei kälterer Witterung mehr heizen, so thun wir dies auch, ohne es zu wissen und zu wollen, mit unserm Körper. Es geschieht durch vermehrtes Athmen, d. h. durch größere Sauerstoffaufnahme. Die Folge davon ist eine stärkere Konsumtion. Wir empfinden daher nach einem kalten Bade stets Eßlust und verbrauchen im Winter mehr Nahrung als im Sommer.

Je mehr Arbeit also der Mensch verrichtet, desto mehr muß

er essen, denn die Verluste, die der Körper erleidet, sind abhängig von jener. Durch den Stoffwechsel verlieren wir Eiweiß, Fette, Salze, Wasser u. a.; wir ersetzen sie durch Speise und Trank. Wieviel Nahrungsmittel wir nun zum Ersatz der verbrauchten Stoffe nehmen müssen, hängt von ihrer Nährhaftigkeit ab, und diese wird bedingt von der Verdaulichkeit, von der Menge und von der richtigen Mischung der in jenen enthaltenen Nahrungsstoffe. Man hat nun gefunden, daß der Werth derselben in einem bestimmten Verhältnisse dazu steht, ob sie Stickstoff besitzen oder nicht, und theilt sie danach in stickstoffhaltige (Eiweißkörper oder Albumine) und stickstofffreie (Fettbildner). Molechott hat berechnet, daß ein arbeitender Mann 130 Gr. stickstoffhaltige und 448 Gr. stickstofffreie Nahrung braucht. Diese Zahlen stehen in einem bestimmten Verhältnisse zu einander, die stickstoffhaltige Nahrung muß nämlich stets der vierte Theil der stickstofffreien sein, und man hat beobachtet, daß ein Mensch, der sich seine Nahrung frei von Zwang und Noth wählen kann, sie stets nach diesem Verhältnisse zusammensetzt. Auch in der Natur finden wir einen Beweis für die Richtigkeit jener Zahlen, denn diejenige Nahrung, welche sie uns im ersten Lebensalter genießen läßt, die Muttermilch, enthält einen Theil stickstoffhaltige Nahrung auf vier stickstofffreie. Forster nannte sie daher mit Recht „das Nahrungsmittel der Nahrungsmittel“, um dadurch auszudrücken, daß sie allen Ansprüchen, welche wir an ein solches stellen müssen, entspricht. Dazu gehört auch ein gewisser Reichthum an Salzen, besonders an phosphorfauren Alkalien, die auf die Bildung der Gewebe von Einfluß sind.

Die verschiedenen Milchsorten unterscheiden sich durch ihren wechselnden Gehalt an Butter, Albumin und Salzen. Die Eselsmilch steht der Frauenmilch am nächsten. Kuhmilch hat mehr Butter und weniger Zucker; sie muß daher, soll sie als Ersatz für jene dienen, mit Wasser und Zucker verjast werden. Doch ist dies nicht unser gewöhnlicher Rohrzucker, sondern eine Art, die sich nur in der Milch findet und daher auch Milchzucker heißt. Dieser kann unter gewissen Umständen, namentlich durch Einwirkung des sich ebenfalls in der Milch befindlichen Käsestoffes, des Caseins, in eine andere chemische Verbindung übergehen, in die Milchsäure, und hieraus erklärt sich das Sauerwerden der Milch. Unsere Hausfrauen wissen, daß diese Zersetzung am schnellsten in der Wärme geschieht und daß sie durch Kälte verhindert wird. Letzteres kann man auch durch einen Zusatz von doppelkohlenfaurem Natron erreichen; es ist dies ein ganz unschädliches Mittel, das von Händlern auch vielfach angewandt wird und mit einer Verfälschung nichts zu thun hat. Weder der Geschmack noch die sonstigen Eigenschaften der Milch werden dadurch gestört. Ein Theil doppelkohlenfaures Natron genügt auf tausend Theile Milch; in Paris ist unter dem Namen conservateur du lait eine Mischung im Handel, die aus 95 Gr. jenes Salzes und 905 Gr. Wasser besteht. Ein Deziliter hiervon bewahrt zwanzig Liter Milch vor dem Sauerwerden.

Alle unsere anderen Nahrungsmittel entsprechen jenem Verhältnisse von stickstoffhaltiger zu stickstofffreier Nahrung nicht. Aus der folgenden Tabelle von Molechott können wir ersehen, welche Menge unserer gebräuchlichsten Nahrungsmittel dem täglichen Kostmaß eines arbeitenden Mannes gleichkommt:

an Albuminstoffen (Kostmaß 130 Gramm)		an stickstofffreien Nahrungsstoffen (Kostmaß 448 Gramm)	
Käse	388 Gramm	Reis	572 Gramm
Linzen	491 „	Mais	625 „
Schminkebohnen	576 „	Weizenbrot	631 „
Erbsen	582 „	Linzen	806 „
Aderbohnen	590 „	Erbsen	819 „
Ohsenfleisch	614 „	Aderbohnen	823 „
Hühnerier	968 „	Schminkebohnen	876 „
Weizenbrot	1444 „	Hühnerier	902 „
Mais	1642 „	Roggenbrot	930 „
Reis	2562 „	Käse	2011 „
Roggenbrot	2875 „	Kartoffeln	2039 „
Kartoffeln	10000 „	Fleisch	2261 „

Würden wir uns nur von einem einzigen der angeführten Stoffe nähren wollen, so brauchten wir von manchem solche Quantitäten, daß sie der Magen gar nicht bewältigen könnte, wie

Brot täglich 5—6 Pfund, Kartoffeln 20 Pfund. Andererseits ist es ersichtlich, daß wir dadurch einen Ueberfluß von stickstoffhaltiger oder stickstoffreicher Nahrung erhielten oder gar Mangel an einem von beiden leiden müßten. Beides ist aber schädlich; eines Ueberflusses kann sich die Natur noch entledigen, einen Mangel kann sie nie ersetzen. Eines der Hauptnahrungsmittel ist das Fleisch. Es enthält gegen 80 pCt. Wasser, 2—3 pCt. Albumin und verschiedene für die Ernährung wichtige anorganische Salze, auch viel Eisen und einen schwankenden Fettgehalt. Außerdem finden sich in ihm verschiedene für dasselbe charakteristische Verbindungen, wie Kreatin (Fleischstoff). Durch seinen großen Wassergehalt wird es ein ziemlich theures Nahrungsmittel, $4\frac{1}{2}$ Pfund täglich entsprechen dem Kostmaß von stickstoffreicher Nahrung. Durch diese führen wir aber einen bedeutenden Ueberfluß von Albumin dem Körper zu. Dieser zwingt die Natur zu größerer Sauerstoffzufuhr. Kräftiger rollt das Blut durch die Adern der viel Fleisch verzehrenden Völker. Beweglich und leicht, sind sie doch muskulös, kräftig und widerstandsfähig gegen äußere Einflüsse. Die Indianerstämme Amerikas waren, ehe sie von den Europäern durch den Branntwein systematisch zugrunde gerichtet wurden, ein Beispiel dafür. Für uns wäre es sehr schädlich, wenn wir uns nur durch Fleisch nähren wollten. Dem größten Theil der Bevölkerung ist es auch unmöglich wegen des hohen Preises, welchen das Fleisch besitzt. Denn selbst als Zufuhrmittel für Stickstoff, wozu es am geeignetsten und auch am vorteilhaftesten ist, indem schon 1 Pfund ungefähr genügt, ist es den Meisten zu theuer. Ein mäßiger Fleischgenuß ist aber notwendig und es ist sehr zu beklagen, daß die Verhältnisse heut so viele zwingen, dieses Bedürfnis unbefriedigt zu lassen.

Wir genießen das Fleisch meist nicht roh, sondern unterwerfen es vorher einer Art von Zubereitung, indem wir es kochen, braten, dämpfen, einpökeln oder räuchern. Durch jeden dieser Vorgänge erhalten wir ein wesentlich anderes Produkt. Wenn wir Fleisch mit Wasser kochen, so entziehen wir ihm mehr oder weniger vollständig seine löslichen Bestandtheile, die in das Wasser übergehen und die Brühe bilden. Diese wird um so gehaltreicher, je langsamer das Wasser zum Sieden gebracht wird, da bei 70 Grad das Albumin gerinnt, die einzelnen Fleischbündel mit einer undurchdringlichen Schicht umgibt und so der weiteren Auslangung ein Ziel setzt. Es kann nur noch Wärme und kein Wasser mehr in das Innere des Fleisches dringen, und so wird es durch jene bei längerem Kochen gar. Das schon vorher in das Wasser übergegangene Albumin gerinnt ebenfalls und schwimmt als grauer Schaum auf demselben, der in den Küchen meistens abgeschöpft und weggeworfen wird. Bringt man dagegen das Fleisch sofort in siedendes Wasser, so tritt jene Gerinnung des Eiweißstoffes gleich ein und nur wenig lösliche Bestandtheile gehen in dasselbe über. Das Suppenfleisch besitzt daher nur einen geringeren Nährwerth, während das schnell aufgekochte denselben vollständig behalten hat. Je besser die Brühe, desto schlechter das übrig bleibende Fleisch. Beim Braten wird das Fleisch in seinem eigenen Saft, ohne Zusatz von Wasser, gar; man erhält also bei dieser Zubereitung den vollen Ernährungswert des Fleisches. Das

Fett und der abträufelnde Saft bilden bei fortgesetzter Erhitzung die bekannte Bratenkruste, welche bei großen Fleischstücken das Einwirken der Wärme auf die inneren Theile hindert, woher es kommt, daß dieselben oft auch bei lange fortgesetztem Braten rothgefärbt und theilweise blutig sind. Beim Dämpfen erfolgt das Garwerden durch den Dampf, welcher das Fleisch umgibt. Durch Einmalen und Räuchern schützt man Fleisch vor Fäulniß. Bei ersterem verliert es aber durch die heutige Zubereitungsmethode eine nicht unbedeutliche Menge nährender Substanzen, welche in die Salzlake übergehen und mit dieser entfernt werden. Von den 80 pCt. Wasser, welche das Fleisch enthält, verliert es nämlich einen Theil durch das Hinzutreten des Salzes, da es salzhaltiges Wasser nur in geringerer Menge zurückhalten kann. Mit diesem ausfließenden Salzwasser gehen auch viele lösliche Stoffe weg, das Fleisch verliert an Nährwerth. Man hat vorgeschlagen, diesem Verluste dadurch vorzubeugen, daß man die Salzlake abdampft, das Kochsalz auskrystallisiren läßt und die rückständige syrupdicke Flüssigkeit, welche die Fleischbestandtheile enthält, dem Pökelfleisch beim Kochen zusetzt. Durch das Räuchern gerinnt ebenfalls der Eiweißstoff.

Wir haben gesehen, daß das Fleisch die nöthigen Nahrungstoffe nicht in dem richtigen Verhältniß enthält, wie dies überhaupt bei keinem Nahrungsmittel, außer der Muttermilch, der Fall ist. Wir müssen es also mit anderen Speisen zusammen genießen und können es nur als Zufuhrmittel für stickstoffhaltige Körper anwenden. Die nöthigen 130 Gramm Albumin werden erst durch 640 Grm. Ochsenfleisch ersetzt, die gegen 80 Pfg. kosten, wobei noch nicht einmal der Bedarf an stickstoffreicher Nahrung gedeckt ist. Günstiger gestaltet sich das Verhältniß bei den Hülsenfrüchten. 500—600 Gramm derselben, welche ungefähr 15 Pfg. kosten, bedürfen nur eines kleinen Zuschusses stickstoffreicher Körper, um allen Ansprüchen zu genügen. Moleschott nennt sie daher sehr treffend „das Fleisch der Armen“. Sie sind vollständig angethan, das Fleisch zu ersetzen und haben nur den Nachtheil, daß sie schwer verdaulich sind. Die holzige Zellhaut nämlich, welche den Eiweißstoff der Hülsenfrüchte, das Legumin, umgibt, wird durch die Verdauungssäfte nur wenig verändert und geht zum größten Theil unverdaut ab. Daher dürften sie nur bei starker körperlicher Bewegung geessen werden und sind bei sitzender Lebensweise nur mäßig zu genießen, wie überhaupt ein zu starker Verbrauch sich verbietet, da infolge der zahlreichen Abgänge bald eine Ueberfüllung und Verstopfung des Darmkanals eintreten würde. Mitunter wird freilich ihre Unverdaulichkeit durch die falsche Zubereitung verschuldet, indem beim Kochen in kalkhaltigem Wasser, also in Brunnenwasser, das Legumin mit dem Kalk eine unlösliche Verbindung eingeht, welche durch die Magensäfte nur schwer angegriffen wird. Daher dürfen sie nur in weichem Wasser oder in solchem, das durch Abkochen von den harten Bestandtheilen befreit ist, gesotten werden. Die Hausfrauen wissen das schon lange und die Theorie kann hier nur, wie dies meistens der Fall ist, die Erklärung für das in der Praxis angewandte Verfahren geben.

(Schluß folgt.)

Ueber Wundbehandlung.

Von S. Schm.

Es hat einer verhältnißmäßig langen Zeit bedurft, bevor den Errungenschaften und den Fortschritten des menschlichen Geistes, besonders auf dem Gebiete der exakten Naturwissenschaften, ein richtiges Verständniß entgegengebracht wurde und ihre Resultate eine nützliche Verwendung im praktischen Leben gefunden haben. Der Mensch war von jeher dazu geneigt, alle Vorgänge und Veränderungen, welche um ihn und in ihm stattfanden, in das Mythische, Uebernatürliche zu verweisen, es war eine heilige Scheu oder richtiger die religiöse Furcht, welche ihn davon abhielt, den ihm räthselhaft erscheinenden Vorgängen und Erscheinungen nachzugehen und den Versuch zu machen, den Schleier, der über der ganzen Natur ausgebreitet liegt, etwas zu lüften. Wir sehen, wie die erhitze und aufgeregte Phantasie in der ältesten Zeit an einsamen Höhlen und Klüften, wohin der Mensch sich aus Furcht nicht wagte, ihre verschiedenen Gottheiten hängen ließ. Das

Christenthum erst brachte über den Zusammenhang der Dinge mehr natürliche und vernünftige Vorstellungen, doch durch die verschiedene Auffassung derselben wurde es vielfach der Erzeuger eines Aberglaubens, wie er durch das ganze Mittelalter hindurch von seinen Vertretern gepflegt, sich leider noch in reichlichem Maße bis auf unsere Zeit erhalten hat und bei einer großen Anzahl von Menschen noch geltend macht. Besonders sind es die Vorgänge und Veränderungen am menschlichen Körper selbst, über welche bei vielen noch die dunkelsten und widersinnigsten Vorstellungen herrschen. Die Störungen einzelner Organe unseres Körpers und das allmähliche Aufhören ihrer Funktionen werden von diesen nicht als nothwendige Folge bestehender Naturgesetze angesehen, sondern als Dinge, die für den Menschen unergründbar sind; sie machen es ähnlich wie diejenigen, die ihre Menschenwürde gesichert glauben, wenn gelehrt wird, daß das Menschengeschlecht

sich aus den niedersten Formen entwickelt und vielleicht auch das Stadium des Affecthums berührt habe.

Eine nüchterne Auffassung der Vorgänge an unserem eigenen Körper ist heutzutage ein dringenderes Bedürfnis als je; denn mit dem Aufschwunge, den alle Lebensgebiete in unserm Jahrhundert genommen, haben sich auch die Gefahren vermehrt, welchen der Mensch täglich ausgesetzt ist — wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten —, besonders die Fortschritte in der Industrie, die allgemeiner werdende Einführung von Dampfmaschinen, Triebwerken und mechanischen Vorrichtungen aller Art tragen zur Vermehrung der Gefahren sehr viel bei. Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder mit zerquetschten Fingern, zermalnten Händen, Rißwunden am Vorder- und Oberarm bilden ein starkes Contingent in den Krankenhäusern jeder größeren Stadt. Durch die verschiedenartigsten Maschinen, Kreisfrägen, Räder, Hacken etc. verstümmeln sich alljährlich so viele Menschen auf die verschiedenste Art, daß den mitfühlenden Menschen bei Betrachtung dieser Opfer der Industrie ein tief wehmüthiges Gefühl beschleicht und er gewiß zugeben muß, daß das Unternehmerrisiko weit weniger Gefahren hat als das Arbeiterisiko. Fügt man noch die zahllosen Verletzungen auf den Eisenbahnen, bei Felsensprengungen, Tunnelbauten etc. hinzu, dann wird man, wie Prof. Billroth in Wien trefflich sagt, begreifen, wieviel Schweiß nicht allein, sondern auch wie viel Blut an der modernen Kultur klebt!

An den Einzelnen tritt deshalb umso mehr die Verpflichtung heran, daß er sich Aufklärung verschaffe, wie er sich bei vorkommenden Unglücksfällen verhalten soll und wie am ehesten einem Unglücklichen Hülfe und Linderung gebracht werden kann. Unsern Lesern wird es daher nicht unwillkommen sein, wenn durch die nachstehenden Zeilen der Versuch gemacht wird, gewisse Verhaltensmaßregeln bei etwaigen Unglücksfällen, insbesondere über die Behandlung von Wunden, zu geben.

Die Bestandtheile unseres Körpers bilden vier Hauptgruppen verschiedenartiger Gebilde: die Knochen, die Muskeln, das Gewebe und die Nerven. Alle diese Theile bedürfen zu ihrer Ernährung des Blutes. Dasselbe strömt bekanntlich in zweierlei Gefäßsystemen, in solchen, die vom linken Herzen ausgehen, sich über den ganzen Körper verbreiten und in feinen, nur durch Vergrößerungsgläser erkennbaren Oeffnungen endigen, und in andere, die mit solchen kleinen Oeffnungen (Kapillaren) beginnen, allmählich dicker werden und im rechten Herzen als größere Gefäßstämme einmünden. Die ersteren heißen Arterien (Schlagadern), die letzteren Venen (Blutadern); in den letzteren strömt das kohlenstoffhaltige dunkle Blut, welches in den Lungen wieder mit Sauerstoff gesättigt wird, in den ersteren das sauerstoffhaltige hellrothe Blut. Da unser Körper überall von einem solchen Gefäßsystem, in welchem das Blut ununterbrochen seinen Kreislauf zurücklegt, durchzogen wird, so ist es erklärlich, warum schon die geringsten Verletzungen und Beschädigungen den Austritt des Blutes zur Folge haben; von der Größe und Weite eben des verletzten Gefäßes ist auch die Stärke der Blutung abhängig. Ein jeder Verlust von Blut aber ist ein Verlust von unserm Lebenssaft; „Zeit ist Geld“, sagt der Geschäftsmann; dem stellen wir sehr begründet an die Seite den Satz „Blut ist Leben“, und das Wort Goethe's aus dem „Faust“: „Blut ist ein ganz besonderer Saft.“ Dieser ganz besondere Saft ist eine etwas dickliche, undurchsichtige Flüssigkeit, von einem eigenthümlichen schwachen Geruch, reagirt alkalisch und besitzt eine Wärme von ungefähr 38 Grad Celsius. Die Menge desselben kommt etwa dem 12. bis 13. Theil des gesammten Körpergewichts gleich.

Je nach der Beschaffenheit der verletzten Theile unterscheiden wir verschiedenartige Blutungen. Erstens arterielle, wobei die Arterien verletzt sind und das Blut, das hier direkt unter dem Drucke des linken Herzens steht, in Strahlen ausströmt, zweitens venöse, drittens parenchymatöse, d. h. solche, die eintreten, wenn z. B. bei einem Schnitt in die Weichtheile ganz kleine Arterien und Venen verletzt sind und das Blut in die Umgebung eindringt und dieselbe durchtränkt, und viertens endlich in kapillare, wenn die kleinsten Enden der Arterien und Venen auf irgendeine mechanische Weise erweitert sind und das Blut langsam durch die Weichtheile hindurchsickert und zuletzt durch die Färbung derselben die Blutung sichtbar macht. Weiter unterscheidet man die Verletzungen äußerer und innerer Organe. Absolut tödtlich sind die meisten Verletzungen, welche das Herz, Gehirn, den Magen, die Leber, den Darm oder die Lungen betreffen; wir sehen hier oft sogleich oder schon nach wenigen Stunden den Tod eintreten.

Die äußeren Verwundungen betreffen zunächst die Verletzungen

der Haut, Muskeln, Gefäße und Nerven. Auch hier unterscheidet man wieder solche, bei denen die Haut mit zerrissen ist und das Blut nach außen strömen kann; man bezeichnet dieselben als offene Wunden im Gegensatz zu denjenigen, bei welchen tiefer gelegene Theile wie Muskeln zerquetscht wurden, ohne daß die sie bedeckende Haut beschädigt ist. In diesem Falle ist der Abfluß des Blutes behindert und es entstehen bläulichrothe Flecke, wie sie besonders bei Stoß oder Schlag mit stumpfen Gegenständen wahrgenommen werden. Sind solche Blutungen bedeutend und gelangen sie nicht bald wieder zur Resorption, dann kann Eiterung und Brand entstehen. Um eine solche frische subcutane (unter der Haut vor sich gehende) Blutung zu bekämpfen, müssen wir die Kompression anwenden, wenn es möglich ist, mit gleichmäßig angelegten Binden. Wenn ein Kind auf den Kopf fällt oder sich gegen die Stirn stößt, so nehmen in Norddeutschland ganz richtig die Mütter oder Wärterinnen einen Löffelstiel und drücken ihn sofort auf die verletzte Stelle, um die Entstehung einer Blutung zu verhindern.

Bei der Behandlung von Wunden kommt es natürlich auf die Art und Weise an, wie die Verletzung zu Stande kam. Wir sprechen von Schnitt-, Hieb-, Stich-, Quetsch- und Schußwunden; außerdem ist es sehr wesentlich, ob die Wunde groß, klein, tief, flach, krumm, grade, rund oder eckig ist. Je nach dem Orte theilt man die Wunden in Hals-, Brust-, Bauch-, Arm- oder Beinwunden ein. Bald ist nur eine Quetschung vorhanden und die Haut ist nicht geöffnet, wie schon oben bemerkt wurde, bald ist zwar eine Oeffnung der Haut vorhanden, aber nichts ist davon weggenommen, bald ist aber auch ein Theil des Fleisches mit weggerissen oder es ist ein fremder Körper noch in die Wunde eingedrungen, wie ein Splitter, eine Kugel u. dgl.

Bei einer frischen Verletzung hat man vor allem sein Augenmerk auf den Sitz der Verwundung zu richten, selbst bei tiefgehenden Verletzungen an den Armen oder Beinen ist immer eher Hülfe möglich, weil hier keine Gefahr für die Verletzung innerer Organe vorliegt, es kommen hier nur die Verletzungen der Haut, Muskeln, Nerven, und im schlimmsten Falle auch der Knochen in Betracht; dann sehe man, ob die Wunde tief oder flach ist; die etwa in der Wunde haftenden Fremdkörper ziehe man, aber nur wenn sie leicht erreichbar sind, sorgfältig heraus. Als das Wichtigste bei der Verletzung ist die Blutstillung zu betrachten. Man kann nicht genug darauf aufmerksam machen, daß die Menge des verlorenen Blutes bei dem Heilungsprozeß eines Verletzten von der größten Wichtigkeit ist und daß von einer rasch gebrachten Hülfe in dieser Richtung oftmals das Leben des Betroffenen abhängt. Man muß deshalb bei der Blutstillung seine Hauptaufmerksamkeit darauf richten, wie am schnellsten der Ausfluß des Blutes aus den theilweise strahlenförmig strömenden Gefäßen verhindert werden kann. In der Regel ist nicht gleich ein Sachverständiger bei solchen Unglücksfällen zugegen, manchmal vergehen Stunden, bis eine ärztliche Hülfe kommt, der Laie muß deshalb selbst gewisse praktische Winke erhalten, die ihn in den Stand setzen, für den Augenblick einem Unglücklichen beizustehen und unter Umständen dessen Leben zu erhalten.

Nach dem Vorausgeschickten wird der freundliche Leser schon von selbst auf den Gedanken kommen, was er in solchen Fällen zu thun hat. Wenn ich mir bewußt bin, daß das Blut in bestimmten Röhren kreist und ich sehe, daß einige dieser Röhren verletzt sind, so muß doch mein nächster Gedanke sein, wenn ich die weitere Blutung verhindern will, daß ich einfach auf die betreffende Stelle, und besser etwas oberhalb der Verletzung nach dem Körper zu, so lange fest drücke, bis ein herbeigerufener Arzt das Weitere unternimmt. Sieht man aber das Blut strahlenförmig hervorspringen, wie es bei den Arterien in der Regel der Fall ist, dann weiß ich ganz genau die Stelle, auf welche ich einen Druck auszuüben habe. Die Kompression der Gefäße ist bei größeren Blutungen stets das erste Hülfsmittel, es sollte deshalb in einer jeden Fabrik und andern Etablissements Jemand vorhanden sein, der die Arterienstämme der Extremitäten zu comprimiren versteht, so verlieren die Leute meist den Kopf und laufen in der ersten Angst zum Arzt, anstatt selbst zu comprimiren und einen andern zu schicken. Ruhe und eine erhöhte Lage für das betreffende verletzte Glied, damit das Blut, welches ja stets dem Gesetze der Schwere folgt, nicht mehr so stark nach der Wunde hin strömen kann, sowie bei beschmutzten Wunden ein sorgfältiges Reinigen derselben sind bei den Verletzungen in zweiter Linie die Hauptanforderungen an den zu Hülfe Eilenden.

Der Arzt wird oft den ihm bekannten nächstliegenden größeren Gefäßstamm auffuchen, dort ein festes Band um denselben

legen und ihn so zusammenschürren, daß das Blut nach der der Wunde zugekehrten Richtung nicht mehr strömen kann, man nennt dies mit dem technischen Ausdruck Unterbindung oder Ligatur anlegen. Man sollte nun glauben, daß durch das Abschneiden jeglicher Zufuhr von Blut unterhalb der vor der Unterbindung gelegenen Theile dieselben vollständig absterben müßten, weil ja das Blut es ist, welches alle Theile des Körpers ernährt. In der That würde dies auch der Fall sein, wenn nicht die Natur in anderer Weise dafür gesorgt hätte. Es bildet sich nämlich in solchen Fällen immer ein sogenannter kollateraler Kreislauf (Seitenkreislauf) aus, d. h. es breitet sich von den oberhalb der Unterbindung des Hauptstammes abgehenden Gefäßen ein Gefäßnetz aus, welches mit den unter der Unterbindungsstelle gelegenen Zweigen in Verbindung tritt und so in merkwürdig kurzer Zeit die Circulation des Blutes durch alle Theile des Körpers wiederhergestellt. Zur Unterbindung wird gewöhnlich bei Verletzung mehrerer und besonders größerer Gefäße geschritten. Bei geringeren Blutungen, wie den parenchymatösen und kapillaren, kann man

andere Mittel, wie Eis, salziges Wasser, Essig, Eisenchlorid u. anwenden. Glühendes Eisen auf die Mündung der Gefäße gehalten, ist ein ausgezeichnetes Blutstillungsmittel. Im vorigen Jahrhundert und noch früher wurde zum Blutstillen, abgesehen von den Sympathieturen, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts noch heute hie und da Gläubige finden, stets das Glüh-eisen, und zwar mit dem besten Erfolge, gebraucht. Heutzutage, wo man etwas empfindsamer geworden zu sein scheint, hat dieses Mittel vor allem der Unterbindung weichen müssen, doch auch heute noch sieht sich mancher Arzt, wenn er des nöthigsten Materials im Augenblick der Noth entbehrt, zur Anwendung dieses nur scheinbar so graufigen Mittels veranlaßt. Das als Volksmittel so oft angewendete Spinnwebgewebe ist schon aus dem Grunde zu verwerfen, weil demselben meist ein solcher Schmutz und Staub anhängt, daß die Wunde im höchsten Grade verunreinigt und deren Heilung nur verzögert wird. Bessere Dienste dürften hier der Feuerschwamm und sogar einfaches Fließpapier leisten.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Spracheinigung in der neueren Zeit.

Von M. Wittich.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Aeußerung ergibt sich, daß von einer gänzlich neuen Sprache nicht die Rede sein kann, sondern daß sich Luther vielmehr an das Vorhandene, ihm Gegenwärtige, hielt.

Daß für diese Gemeinsprache das sächsische oder meißnische Deutsch die meisten und Hauptbestandtheile hergab, das erhellt aus folgender Bemerkung des Joh. Mathesius, eines begeistertsten Schülers, Anhängers und Freundes unseres Sprachmeisters, der das Leben Luthers zum Gegenstande einer Reihe von Predigten machte: „Dis ist der größten wunderwerk eins, das vnser Gott durch Doctor Martin hat ausgericht und redet und erklärt vns ist, was sein Göttlich wesen und gnediger wille ist, an guten, verben und verständlichen deutschen worten. Meichiner, sagen auch die außlender, wenn sie untern leuten gewesen vnd ihres Landmanns vergessen, reden ein gut deutsch. Darumb erwedet der Son Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war, vnd die Biblien Gottes in Meichnische zung brachte.“ Damit ist gesagt, daß das Meißnische zwar ebenso seine mundartlichen Auswüchse habe, wie jede andere Mundart, aber bei ihr doch weniger derartige Entstellungen abzuziehen seien, um eine reine, allgemein verständliche Sprache zu gewinnen; daß ferner bei der „einen gemeinen hochdeutschen Sprache“ Luthers der Grundstock eben das meißnische Mitteldeutsch sei. Viele Zeugnisse sind vorhanden, daß diese Ueberzeugung damals thatsächlich allgemein verbreitet war, und sprachgeschichtlich ließe sich noch am heutigen Sprachbestand, sowohl am Wortschatz als an den Wortformen, der Nachweis führen, daß diese Anschauung auch der sächsischen Mundart bei den Schriftstellern und dann auch in der lebendigen gesprochenen Sprache allmählich das Uebergewicht gesichert hat, mögen auch sehr gelehrte Männer über das Aussprechen dieser Thatsache nicht nur den Kopf schütteln, sondern sogar ganze Schmähreden auf die sächsische Mundart herabdonnern.

Damit man aber den Glauben gewinne, daß diese Auszeichnung nicht willkürlich von Luther proklamirt ward, sondern sozusagen durch eine Art historischen Rechts gesichert war, führen wir dafür zwei ältere Zeugnisse an. Das eine im „Renner“, einem vom Schulrektor Hugo von Trimberg frisch und lebendig hingeschriebenen Werke, welches theils Belehrungen, theils Rügen für seine Zeitgenossen enthielt und neben Bridanks „Bescheidenheit“ im Mittelalter das beliebteste und gelesenste Buch dieser Gattung war. Da heißt es an einer Stelle über die Spracheigentümlichkeiten der verschiedenen deutschen Stämme:

Swaben ir wörter spaltent,
 Franken ein teil sie saltent,
 Die Beire sie zecerrent,
 Die Düringe sie us sperrent,
 Die Sachsen sie bezudent,
 Die Wettereiber (Wetteraner) würgent,
 Die Mißener sie vol schürgent,
 Egerlant sie swentet.
 Osterreich sie schrenket, u. s.

Wenn die Ausdrücke auch in ihrer Bedeutung nicht genau feststellbar sind, so ist doch klar, daß alle einen Tadel enthalten, außer dem „vol schürgent“ bei den Meißnern, welches jedenfalls soviel bedeutet, wie: voll aussprechen, ohne etwas zu verschlucken oder sonstwie zu verunstalten.

Ganz deutlich aber spricht sich die Anerkennung der Vorzüge des meißner Dialekts in einer Priamel des 15. Jahrhunderts aus. (Diese Priameln waren kleinere Spruchgedichte, in denen eine Menge parallel laufende Sätze verbunden waren, die mit einer gewissen Hast und in der Absicht einer komischen Wirkung auf die Hörer schon seit dem 12. Jahrhundert gern vorgetragen und gehört wurden.) Die uns angehende Stelle lautet:

In Batern zeucht man viel der swein,
 Die treibt man viel hinab den Rhein;
 In Böhland, Winden böß Gebrän*),
 Die Ungarn laufig und ungetreu,
 In Mähren auch desselben gleichen,
 Die Swaneselder tückisch schleichen,
 Bogtländer Kähdieb und auch rauben . . .
 Am Rhein schön Frauen als man spricht . . .
 In Meißen teutsche sprach gar gut,
 In Francken manches edele Blut. . .

Auf Grund dieser Tradition, die volle Geltung hatte und neuerdings wieder durch Luthers Schriftstellerei von neuem gekräftigt wurde, berief der mecklenburgische Maler Saulrap, der in Wittenberg bei Lucas Cranach gelernt hatte, 1572 seinen Bruder zu sich nach Meissen, „damit er besser die meißnische Sprache erlerne“ womit er ihm gewiß eine höhere Bildung und dementsprechend ein besseres Fortkommen in seinem Berufe sichern wollte.

1531 empfahl Luther selbst der niederdeutschen Stadt Göttingen einen Magister Binxtiel als Prediger mit den Worten: „ob er nicht Sächsischer Sprache ganz (gleich vollkommen mächtig) sein wird, hoffe ich doch, er solle zu vernemen sein, weil auch zu Braunschweig (niederdeutsches Gebiet) oberländischer sprachen Prediger angenehm sind.“ Diese Stelle beweist, daß möglicherweise selbst auf niederdeutschem Boden der Mangel oberländischer Sprache einer Entschuldigung bedurfte. — Bei Gelegenheit einer harten theologischen Fehde zwischen einem nordheimer und einem hildesheimer Pfarrer im Jahre 1587 glaubt der letztere einen bedeutenden Trunpf auszuspielen mit den Worten: „Du bist ein großer Fürstenprediger gewesen, führest hohe Meißnische Sprache, bist freilich woll in Meissen nie gewesen, sondern die Sprache etwahn aus einer Postille gefasset.“ Der niederdeutsche Angreifer schreibt selbst hochdeutsch, aber seine Bemerkung beweist auch noch, daß die auch anderweitig belegte Sitte der Zeit, im Sächsischen an Ort und Stelle die beste deutsche Sprache zu erlernen, und, falls dies nicht möglich, wenigstens aus guten Büchern.

*) In Polen und im Wendenland schlechte Getränke, Biere.

Luthers unmittelbare Schüler gaben meist, wenn sie „in's Amt“ kamen, ihre heimische Mundart zu Gunsten der in Wittenberg erlernten sächsischen, in der das „Wort lauter und rein gelehrt ward“, ganz auf und wirkten in der Ferne wieder auf weitere Kreise als Pioniere der lutherischen Lehre und, was uns angeht, der lutherischen Sprache. So gewaltig schritt diese Strömung nach allen Seiten vorwärts, daß im Jahre 1574 ein Böhme, Benedikt Edelbeck, „des Erzherzog Ferdinanden zu Oesterreich Brigschmeister“, in der Beschreibung eines 1573 zu Zwidau abgehaltenen „großen Schießens“ entschuldigend in der Einleitung sagt:

„... Wem bis büchlein kompt zuhandt,
Den bit ich, wolt mir lassen nach,
Mich nicht urtheile in*) meiner sprach,
Die ist nicht nach der Weischnischen arth,
In Osterreich ich teudsch gelernt wart.
... Es wer mir ein schwere sach,
Solt ich gefolgt haben jedes Lands sprach,
Das wer mir ja nicht möglich gewesen,
Drumb wolt Osterreich für Weischnisch lesen.“

Aber doch nicht ohne mancherlei Anfeindungen zu erfahren, wandelte das lutherisch-sächsische Hochdeutsch seine Siegesbahn bis zur allgemeinen Gültigkeit: es wurde nachdrücklich dagegen angekämpft, doch, wie die Folge gelehrt hat, vergeblich. Da war es zunächst Huldreich Zwingli, der sein oberthoggenburger „Schwizerdütsch“ in seinen Schriften festhielt, worin ihm natürlich seine Anhänger folgten. Aber obgleich der Schweizer Reformator uns stellenweis mehr amuthet, weil er energischer und gründlicher auch in das gesellschaftliche Leben umgestaltend eingzugreifen sich bestrebt, so war seine Mundart doch nicht geeignet, einer wirklichen Einheitsprache zugrunde gelegt zu werden, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil eine solche leichter aus der räumlichen Mitte der gleichsprachigen Gesamtheit, schwerlich aber aus dem äußersten Winkel mit Erfolg angebahnt und durchgeführt werden konnte.

Blicken wir nach dem Norden und Westen Deutschlands, so sehen wir auch dort in dem Norddeutschen einen Konkurrenten sich erheben. Unter Luthers eignen Augen besorgte dessen Freund Buchenhagen Uebersetzungen oder Umschreibungen der Bibel, der Katechismen, der Postille und anderer Hauptschriften in die niederdeutsche (plattdeutsche) Mundart. Daneben aber finden wir viel häufiger das Umgekehrte, daß Niederdeutsche in der Sprache Luthers schreiben, ebenso wie fast alle seine Schüler und Anhänger; so nennen wir hier nur den einen Johannes Arnd, der auch schriftstellerisch einer der bedeutendsten Männer auf diesem Felde

*) verurtheile wegen.

Parlamentarier.

I.

Kaiser Nikolaus von Rußland nannte einstmal den Konstitutionalismus ein großes Lügengewebe, und gewiß wird niemand leugnen, daß der absolute Monarch ein richtiges Urtheil gefällt hat.

Die drei Gewalten einer konstitutionellen Regierung, die alle drei immer einig sein müssen, wenn ein Gesetz zu Stande kommen soll, oder die zwei Gewalten des modernsten konstitutionellen Staates, des deutschen Reichs, von denen die eine immer das beschließt, was die andere will, und diese aber niemals den besondern Wunsch des Reichstags erfüllt, sie rechtfertigen den kaiserlichen Ausspruch, und wenn wir dazu noch das Wort eines andern, aber größeren Casars nehmen: „Europa ist in fünfzig Jahren entweder tsarisch oder republikanisch“ — so finden wir auch hier, nur in anderer Form, dem Konstitutionalismus das Todesurtheil gesprochen.

Und in der That, möge man eine konstitutionelle Monarchie oder eine konstitutionelle Republik betrachten, jeder Unbefangene wird in ihnen nur einen Uebergang vom absoluten Staate zu einer wirklichen Volksregierung erblicken.

Diese Uebergänge dauern aber mehr oder minder lange, dieselben schneiden mehr oder minder tief ein in die Kulturentwicklung der Völker, so daß man unwillkürlich ihnen gern eine größere Aufmerksamkeit schenkt und die Männer betrachtet, welche eine hervorragende Rolle bei denselben spielen.

So wollen auch wir in einer Reihe von Bildern unseren Lesern in kurzen Zügen die bedeutenderen Parlamentarier und parlamentarischen Staatsmänner des deutschen Parlaments, des preussischen Landtags und des deutschen Reichstags seit dem Jahre 1848 vorführen.

der Literatur war. Auch dort las das Volk den Luther lieber in seiner mitteldeutsch-meissnischen Sprache.

Die letzte niederdeutsche Bibelausgabe erschien 1621, während schon seit 1540 Staatschriften, Verordnungen und andere offizielle Aufzeichnungen hochdeutsch verabsaßt wurden. Eine Literatur von selbständiger Bedeutung haben auch die späteren Leistungen in jenem Idiom nicht mehr erlangen können. Den durchschlagendsten Beleg aber für die Allgewalt der Luther'schen Sprache bietet uns ihr sieghaftes Vordringen sogar bis nach dem skandinavischen Norden, nach Dänemark, Schweden, welche beinahe ihre eigne Sprache zu Gunsten der Luther'schen aufgegeben hätten.

Diese ganze Zeit hielt übrigens, abgesehen von vereinzeltten Erscheinungen, dafür, daß das Deutsche jedenfalls nicht geeignet sei, als Sprache der Wissenschaft zu dienen, und auch hier ist Luther ein Bahnbrecher, der zwar auch wissenschaftliche Abhandlungen lateinisch schrieb, in solchen aber auch die deutsche Sprache verwendete. Wir hatten erwähnt, daß schon das Mittelalter eine bedeutende und ausgedehnte Prosaliteratur besaß; jetzt wagte man nicht deutsche Wortbildungen, man schöpft nicht aus dem Reichthum der älteren Sprache, wie es die zum guten Theil mit Unrecht so arg verunglimpften Dichtler des Mittelalters mit großem Glücke gethan hatten: wenn sich die Nothigung herausgestellt, für einen neu herausgearbeiteten Begriff ein treffendes Wort zu besitzen, bildete man sich merkwürdigerweise in der absterbenden lateinischen Zunge allerlei wunderbare Worte, die sehr oft dem Geiste der alten Römersprache gradezu in's Gesicht schlugen. Diese Thatsache ist um so sonderbarer, als man ja sonst das Latein mit einem tiefen Respekt, fast wie etwas Heiliges betrachtete. Durchgeführt ward ja die Anwendung der deutschen Sprache zu wissenschaftlichen Zwecken erst im 17. Jahrhundert durch den gelehrten Thomasius, der auch zuerst 1688 in seinen „lustigen und ernsthaften Monatsgesprächen“ das Beispiel einer belletristischen Zeitschrift gab.

Die außerordentliche geistige Gährung der Reformationszeit hatte in Luther den Wortführer der Geistesrevolution gefunden, der seines Amtes waltete in einer kräftigen, heldenmäßigen Sprache, in der er schon spitze Flug- und Streitschriften verabsaßte und begeisternde Lieder dichtete. Dabei entwickelte er eine Fähigkeit als Sprachbildner, wie sie kaum zum zweitenmale anzutreffen sein dürfte. Man vergleiche nur einmal die unmittelbaren Vorgänger Luthers in der Schriftstellerei, und man wird zugeben müssen, daß unser Urtheil gerechtfertigt ist. So kommen wir zu dem Schlussergebnisse, daß, trotz jener bedeutenden Vorarbeiten, Luthers persönliches Verdienst ein ganz eminentes bleibt; ohne ihn wäre die Entwicklung wohl bedeutend langsamer von statten gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

von Gerlach wurde im Jahre 1795 in Berlin geboren; studirte Rechtswissenschaft; wurde 1842 Mitglied des Staatsraths, 1844—1874 erster Präsident des Oberlandesgerichts in Magdeburg.

Gerlach war ein Führer der konservativen Partei und als solcher im parlamentarischen Leben thätig, im preussischen Herrenhause von 1849—51 und im Abgeordnetenhause von 1852—58.

Die konservative Partei jener Zeit kann man auch die christlich-germanische nennen; das ständische Prinzip soll an Stelle des militärisch-bureaucratischen treten — in der Kirche, im Staate und im gewerblichen Leben. Zunächst die Kirche, streng gegliedert nach der geringeren oder größeren Entfernung der einzelnen Konfessionen von den festgesetzten Symbolen; der kirchlichen Ordnung steht die gesellschaftliche zur Seite, womöglich schon durch vorgeschriebenes Kostüm angedeutet: die Prälaten, die Junker, die Pfahlbürger. Alle bereitwillig den Druck von oben ertragend, weil jeder Tritte nach unten hin aussteilen kann; alle mit ihren eigenen verbrieften Privilegien bewaffnet. Daneben im gewerblichen Leben lastenartige Zünfte: Meister, Gesellen, Lehrburschen, jeder auf Kosten des andern patentirt und alle zusammen auf Unkosten der Konsumenten, die wieder durch Gewerbegerichte und Degradirung unfähiger Meister geschützt werden sollen.

Das ist konservativ-reaktionäre Weltanschauung, diese predigte einer der berufensten Vertreter des christlichen Germanenthums.

Die alten, ächten Konservativen waren niemals heißblütige Schwärmer, welche ihre Ideen mit Feuereifer und vielen großen Opfern vertheidigten, welche die Menschheit durch That und Beispiel entflammen wollten, nein, es waren Doktrinäre, welche, nicht im Stande, das neue, hliche Treiben in seiner lebensvollen Tiefe und Frische, das stürmische Wogen desselben zu begreifen, die „Schöpfung Gottes“ verpöfcht glaubten, und nun in einem spezifischen, selbstgebauten Christenthum ein neues Organisationsprinzip entdeckt zu haben meinten. Sie wollten

„mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopfen“, aber für sich immer neue und bessere Nachtmützen und Schlafrocke dabei in Anspruch nehmen.

Und das war speziell die Stellung des Herrn von Gerlach.

Wohlvollend äußerlich, freundlich lauernd, wußte er manchen Menschen zu seiner Ansicht zu überreden; überzeugt wird er schwerlich jemanden haben.

In der ersten und zweiten preussischen Kammer war er eine Zeitlang durch sein immerwährendes Tadeln gefürchtet; es half auch nichts, wenn seine Kollegen ihn störten, wenn sie „zur Sache!“ riefen, immer blieb er ruhig, gutmüthig lächelnd hat er um Gehör; doch bald hatte man sich an ihn gewöhnt und er spielte oft genug in den Parlamenten nur die Rolle des polternden Alten in der Komödie.

„Keine gefährlichere Menschenklasse als die theologischen Juristen!“ — so hat der alte Schloffer in seinen Vorlesungen oft ausgerufen, und hat am Ende dabei vorahnend schon den Herrn von Gerlach im Auge gehabt. Dieser berief sich nämlich gewöhnlich gern neueren Verordnungen gegenüber auf ältere Thronreden; neuen Gesetzen gegenüber auf ältere Verordnungen. Dann war der Theologe vorn auf. Wenn aber zum Beispiel die Lage der Schullehrer verbessert werden sollte, dann trat der Jurist in den Vordergrund; dann sagte Gerlach, daß trotz des geringen Gehalts die Lehrer nicht verhungerten, sie müßten Nebeneinnahmen besitzen, und Unrecht sei es, diese Nebenquellen nicht im Interesse des Staates weiterprudeln zu lassen.

Herrn von Gerlach, der auch Schriftsteller der „Kirchenzeitung“ und der „Kreuzzeitung“ war, wird ferner jener berühmte Ausspruch zugeschrieben, daß es eine Gottlosigkeit sei, für die Erleichterung des Loos der mederen Volksschichten einzutreten; nach der Weltordnung sei einmal ein großer Theil der Menschheit zum Dulden bestimmt, — diesen muthwillig zum Bewußtsein seiner Lage zu bringen, zeuge von Unbarmherzigkeit und nicht von verständigem Wohlwollen. Uebrigens seien die Schwielen auch ein Schutzmittel gegen die Mähen des Lebens.

Dieser Ausspruch ist gewiß orthodox und inhuman, und doch ist derselbe auch allen liberalen Fabrikanten und Bucherern so recht aus der Seele gesprochen. — —

Von 1858—1874 verschwand Gerlach von der parlamentarischen und politischen Schaubühne; das liberale Gewässer ging zu hoch und Bismarcks Konservatismus war ihm zu seicht.

Da plötzlich zogen den evangelischen, theologischen, schon sehr alternden Juristen die Merikalen wieder an's Tageslicht, — er wurde 1874 wegen einer Flugschrift gegen das neue liberalisirende preussisch-deutsche Regiment verurtheilt und abgesetzt und darauf in einem katholischen Kreise in's preussische Abgeordnetenhaus gewählt.

Besondere Ehre legten die Ultramontanen nicht mit dem alten orthodoxen Herrn ein; er redete mehrmals leise und unverständlich — er war erst recht jetzt der polternwollende Alte in der Komödie. 1877 wurde er auch gleichfalls von den Merikalen, die dadurch so recht ihr konservativ-reaktionäres Gesicht zeigten, in den deutschen Reichstag gewählt, doch starb er, noch bevor er seinen Sitz eingenommen hatte.

Mit ihm ist einer der bedeutendsten und fähigsten Repräsentanten der christlich-germanischen Richtung, die übrigens auf dem Aussterbetat steht, begraben worden. S.

Torquato Tasso (siehe Seite 40) stammte aus einem alten Adelsgeschlechte, welches, mit dem burgundischen Königsstamme verwandt, sich bis in Karls des Großen Zeiten zurückführen läßt. Er war 1544 in Sorrent geboren und studirte in Neapel an der hohen Schule der Jesuiten, erst 13 Jahre alt, Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, wurde dann vom Kardinal Ludwig von Ferrara an den Hof von Este gerufen, an welchem der Bruder des Kardinals, der Herzog Alfons II., einen Kreis von Gelehrten, Künstlern und Schönegeistern aller Art um sich gesammelt hatte. Dort faßte er eine tiefe, glühende Neigung zu Leonore, der Schwester seines fürstlichen Gönners, die er in glühenden Sonneten besang; zum Schein aber unterhielt er ein ähnliches galantes Verhältnis mit einer Dame am Hofe, Leonore Sanvitale. Durch diese verhängnißvolle Liebe, welcher tausend Hindernisse entgegenstanden, versiel er in eine bald hitzig gereizte, bald tieftrübinnige Stimmung, in welcher er einmal in den fürstlichen Gemächern, von einem Edlen sich beleidigt fühlend, den Degen zog und dafür Stubenarrest erhielt, aus welchem er jedoch nach Sorrent zu seiner Schwester floh. Lange hielt er es jedoch, insofern seiner gewaltigen Leidenschaft, dort nicht aus, sondern begab sich bald wieder an den ferraresischen Hof. Während dieses zweiten Aufenthalts soll er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, in Gegenwart des Hofstaates seine hohe Angebote unarmt haben, wodurch er die Gunst seines Fürsten für immer verlor. Als er darauf als irrstinnig im St. Annenhospital eingesperrt worden war, gelang es erst nach Verlauf von sieben Jahren, welche der Dichter dort zubringen mußte, der Fürsprache des Fürsten von Mantua, Sagalo, die Befreiung Tasso's zu erwirken. In tiefer Schwermuth versunken, elend und von der bittersten Noth verfolgt, irrte nun der Dichter in Italien umher, vergeblich vom päpstlichen Stuhl eine kleine Pension erhoffend, die ihn seinem Elend entreißen sollte. Da leuchtete noch einmal ein Hoffnungsstrahl: Cezio Aldobrandini, der eine lebhaftige Zuneigung zu Tasso faßte, betrieb seine Dichterkrönung in Rom. Aber zu spät! Am 2. April

1595 hatte das Herz des Dulders aufgehört zu schlagen. Tasso, der Epen, Trauerspiele, Schäferdramen und lyrische Gedichte geschrieben hatte, verankert seinen Weltraum dem Epos „Jerusalem liberata“, worin er die Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer unter der Führung Gottfrieds von Bouillon, in melodischen Versen besang, und wobei er eine Menge märchenhafter Züge einwebte, die nicht wenig dazu beitrugen, das Interesse an dieser Dichtung zu steigern. Die Verse seiner Dichtung leben noch heute in dem Munde seines Volkes und werden von den Gondolieren in allen Hafen- und an der See gelegenen Städten Italiens im Wechselgesang mit Mandolin- oder Lautenbegleitung, oder ohne solche vorgetragen. Auch Goethe theilt mit, wie er einem solchen Wechselgesang zweier Rahnführer gelauscht und da so recht die Kraft und Herrlichkeit der Poesie Tasso's nachempfunden habe. Den Dichter und sein unglückliches Geschick aber hat bekanntlich unser Goethe selbst in einem feinen Seelengemälde, seinem Gedankendrama „Tasso“ zum Gegenstande künstlerischer Darstellung gemacht und unsre Literatur mit einem hervorragenden Meisterstück bereichert. wt.

Russisch-bulgarische Greuelthaten in Eski-Saghra. Es gewährt keine ästhetische Befriedigung, das Bild (Seite 41), welches der rühmlichst bekannte Maler Herr Lorie mit kunstficherem Griffel auf das Papier geworfen. Aber auf ästhetische Befriedigung hat es der Maler mit diesem Bilde ebensowenig abgesehen, wie auf sittliche Genugthuung; hier handelt es sich um die nackte, entsetzliche Wahrheit, eine Wahrheit, die jedes Gemüth, welches menschlich zu empfinden vermag, bis zur bittersten Empörung erregen muß. Russen sind es, die im Verein mit ihren Schülern, den Bulgaren, in der im Handreich genommenen offenen Stadt wehrlose Greise niedermetzeln, schwache Weiber auf die entsetzlichste Weise zu Tode quälen und arme, hilflose Kinder sich gegenseitig in die Bajonette werfen. Dies sind dieselben Russen, die angeblich für die christliche Humanität gegen türkische Barbarei das Schwert gezogen haben; dieselben Russen, welche eine gradezu unqualifizierbare Politik zu den Erbfeinden des deutschen Volkes gemacht hat, — dieselben Bestien sind es, zu deren Genußen die elende künstliche Majorität der deutschen Presse heute noch zu schreiben und das Blau vom Himmel herunterzulügen vermag. Die Türken stehen zwar auch auf keiner höheren Kulturstufe, aber sie gibt auch kein Mensch für Vertreter der Humanität aus und sie zwingt man uns auch nicht als Rationalisten auf. Die Barbarei der Türken in Bildern vorzuführen, wäre ebenso überflüssig, als es nothwendig ist, dem deutschen Volke die schneulichen Proben russischer Humanität in so padender Schilderung, wie die unseres Künstlers, vor Augen und zu Herzen zu führen. Und für die „Neue Welt“ war es gradezu Pflicht, solchem Bilde Raum zu gewähren, weil fast alle die übrigen illustrierten Blätter, mögen sie auch von Schlachten- und Greuelbildern in widerwärtigster Weise überfüllt sein, von den Unthaten der Russen nichts wissen wollen. Das ist freilich nur zu natürlich: wer betrachtet es denn heutzutage für seine Pflicht, die sittliche Ungeheuerlichkeit um der Sittlichkeit willen an den Pranger zu stellen!? Und welches Organ der öffentlichen Meinung würde nicht vergnügt im Strome der herrschenden Stimmung dahingelächert und sich nicht genügen lassen an den beiden erhabenen Zielen des Abonnentenfanges und des hochobrigkeitlichen Wohlgefallens!? G.

Aus vergangenen Zeiten. Wir geben in Nachstehendem noch ein Stück aus jener augsburger Chronik, der wir schon früher einen interessanten Passus entnahmen:

Am das Jahr 1483 kam eine päpstliche Bulle von Rom hierher, darinnen den Laien zum erstenmal die Eier, Milch, Was und Butter, die Zeit der Fasten über, verboten wurde. Dieses Gebot hat gleichwohl nachmals Papst Sixtus der Vierte gelindert, dergestalt, daß, so Jemand dieser Speise nicht entzathen konnte, derselbe für sich selber zubereitet Fleisch kaufen möchte, welches er denn hinfüro ohne Sünden essen könnte. Mit dieser Krämerei ist aber unser Rath übel zufrieden gewesen, weil er sich dawider nicht setzen durfte, und doch nicht gern sahe, daß die Bürgerchaft so ums Geld gebracht wurde. Er hat deshalb den Papst mit einer namhaften Summe Geldes versöhnt, daß er solch Verbot wiederum aufgehoben, und es allein bei dem, daß man kein Fleisch essen sollte, verbleiben lassen, welches aber auch nicht lange Bestand gehabt hat.

Im Jahr 1496, zu Ende des Maien, kam Philippus, Erzherzog von Oesterreich, des Kaisers einziger Sohn, hierher, welchem zu Gefallen die Geschlechter Turnier und Tänze auf ihre Weis angerichtet. Derohalben er auch wiederum am St. Johannisabend, des Täufers, einen Haufen, 45 Schuh hoch, von Maien und dünnen Reben auf dem Frohnhof aufrichten lassen, bei welchem, nachdem sich alle Geschlechter, Frauen und Jungfrauen zur Besperzeit, auf das schönste geschmückt, versammelten, er mit Ursula Reichhartin, als der schönsten Jungfrau unter allen, einen lustigen Tanz angefangen. Die Jungfrau hat eine brennende wächsene Fadel in der Hand getragen und damit dem Haufen, auf des Fürsten Geheiß, angezündet, darauf alsbald bei dem hellen Schalle der Trompeten und Zinken dreimal um das Feuer getanzt. Dieser Erzherzog hatte 400 burgundische Reiter mit sich hierher gebracht, welche eine besondere Kleidung gehabt, die denn auch unsere

Bürger zierlicher als die ihrige gedeucht, derwegen sie es denselben bald (wie denn die Deutschen gleichsam anderer Nationen Affen sind) nachgethan. Unter andern sind auch die weiten, gebogenen, flachen Schuhe, welche wir heutzutage, statt der spitzigen, geschnäbelten, tragen, bei ihnen zuerst aufgefunden; wie auch dazumal die Sohlen oder Pantoffeln erstlich, anstatt der Holzschuh, bei uns gebräuchlich worden.

Im Jahr 1500, als nach vollendetem Reichstag Kardinal Galeatus, päpstlicher Heiligkeit Legat, aufbrechen wollte, aber den Handwerksleuten über 600 Gulden schuldig bliebe, ward er durch den Stadtvogt arestret, also, daß er das Seinige, so er dazumal bei sich gehabt, sogar auch die Kutsche, dem Bürgermeister Gassenbrodt einsetzte und zum Pfand lassen mußte, davon doch die Schuld nicht halb bezahlt worden.

Um diese Zeit begonten die Augsburger ihre Sprache zu ändern und etwas verständlicher zu reden und zu schreiben, also, daß sie zu unsrer Zeit, bei der Regierung Kaiser Ferdinands des Ersten, ganz anders reden, denn die alten. Denn da dieselben vor diesem in Aussprechung des i und u den Mund weit aufsperrten, brauchen sie jetzt dafür das ei und au im Schreiben und Reden, und allein für allan und auch für aach.

Im Jahr 1503 fingen die Bürger zuerst an, das Haar auf dem Haupt kurz abzuschneiden und Kolben zu machen, und da sie zuvor die Bärte kurz gestutzt getragen, sie jetzt lang wachsen zu lassen.

Im Jahr 1504 im Anfang hat allhie Kaiser Max mancherlei kurzweilige Spiel, gewaltige Festschulen und artige Geschlechtertanz oft und vielmal mit großer Demuth beigewohnt.

Kaiserliche Majestät ist dazumal von D. Conrad Peitingers vierjähriges Töchterlein im Namen des ganzen Raths in lateinischer Sprach empfangen und willkommen geheißen worden.

Im Jahr 1505 ist es geschehen, daß ein Weib, die Dominettin genannt, unter dem Schein großer Heiligkeit großen Potentaten die Augen also verblendet, daß, obwohl sie vor diesem begangener Unzucht und Ehebruch halben zum andermal aus der Stadt verwiesen war, darüber aber Reu und Buß gethan, und nicht allein von dem unverständigen Volke, sondern auch von den Vornehmsten der Stadt dafür angesehen, daß sie weder Essen noch Trinken, ohn allein was ihr im Sacrament gereicht wurde, zu sich nehme, viel weniger, daß sie etwas durch einen natürlichen Trieb von sich ließe oder schlief, und daß sie solche große Wunder durch stetes andächtiges Gebet vermöchte. Solches hat der Kaiser Maximilian und nach ihm der Kardinal des heiligen Kreuzes geglaubt, und beide haben sie als eine Heilige besucht. Nach diesem aber hat die Herzogin Kunigunde von Bayern, des Kaisers Schwester, den Betrug entdeckt und offenbaret, worauf die Heilige, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, heimlich fortgeschickt, und späterhin, da sie sich in Freiburg verheirathet hatte, dort aber wiederum arge Pöffen spielte, ertränkt worden.

Im Jahr 1506, den 23. Mai, erlaubte der Kaiser den Geschlechtern, drei Hirche in den Gehölzen am Lech mit der Armbrust zu schießen. Die Geschlechter gaben darauf ein herrlich Banket, wo an 32 Tischen gespeist wurde. Es waren dazu alle anwesenden Fürsten — die Herzoge von Baiern, der Bischof von Trient u. s. f. — und der abwesenden Fürsten Gesandte und Räte, wie auch die drei Vornehmsten aus dem Domkapitel eingeladen, sammt aller Geschlechter Weiber und mannbare Töchter. Da die gebotenen Gäste freigehalten werden mußten, so kostete die Feste jedem der Usrigen 16 Kreuzer.

Nach diesem sind unsere Bürger zu dem Schießen gen Frankfurt am Main, welches um die Herbstzeit gehalten und durch ganz Deutschland ausgebreitet war, auch beschriben worden. Es gingen mit den hiesigen Kaufleuten sechs freudige Schützen von hier aus dahin, denen ein ehrbarer Rath allhie 60 Gulden zur Fehung verehret. Die Augsburger Schützen sind aber auch nicht die geringsten gewesen; denn unter denselben hat Lulas Bischof, ein Hafner, den besten Preis, 105 Gulden, mit der Armbrust, und Jakob Delhuet, ein Schreiner, den andern Preis, 90 Gulden, mit dem Handbogen davongetragen.

Schädlichkeit der Wärme. Das immer allgemeiner werdende Bestreben der Aerzte, alle Krankheiten in ihren Entstehungsurachen zu erkennen, gibt uns fast mit jedem Tage einen weiteren Einblick in die oft so verwickelt aussehenden Vorgänge in unserm Organismus, und damit zugleich die Möglichkeit, uns vor den Einflüssen, welche als „krankheitserregend“ bekannt sind, zu verwahren. Daß die fortwährende Einwirkung von Wärme — mag sie nun von der Sonne oder vom Feuer ausgehen — sobald sie eine gewisse Höhe überschritten hat, auf unser körperliches und geistiges Wohlbefinden einen großen Einfluß ausübt, hat ein jeder wohl schon mehr oder weniger an sich selbst erfahren, man fühlt sich unbehaglich, ist unfähig, angestrengt zu arbeiten, ermüdet sehr, bekommt Kopfschmerzen u. s. w. Daß dagegen die Wärme die Veranlassung zur Entstehung einer ganz bestimmten Krankheit, und zwar einer Geisteskrankheit der schlimmsten Art, werden kann, wird Vielen noch unbekannt sein. Die Erkrankungen derer, die sich lange Zeit einer großen Hitze ausgesetzt haben, sind viel häufiger, als man vielleicht im gewöhnlichen Leben annehmen will; sie treten meist ganz plötzlich auf. In einzelnen Fällen erholen sich die Kranken oft schein-

bar, gehen ihrer gewohnten Beschäftigung nach, bis dann durch irgendwelche schädlichen Einflüsse die Krankheit von neuem ausbricht. Auch die Art der Wärme zeigt einen Unterschied, so ist die Wärme der strahlenden Sonne viel schädlicher als die des Feuers. Während wir bei Feuerarbeitern gewöhnlich erst längere Zeit Schwächegefühl, Müdigkeit, Unlust zur Arbeit, Kopfschmerz u. dergl. vorausgehen sehen, treten bei denen, welche sich der strahlenden Sonne ausgesetzt hatten, die einzelnen Krankheits Symptome viel rascher auf. In beiden Fällen bekommen die Kranken falsche Vorstellungen (Hallucinationen), haben Angst, sind unruhig, gerathen in große Verwirrung und glauben sich überall verfolgt und verspottet, bis sie dann nach längerer Zeit tobjüchtig werden. Dieses Stadium ist sehr verschieden, manchmal ist es sehr kurz, der Kranke wird dann ruhig und verfällt in eine melancholische Verstimmung, bei der sich großer Lebensüberdruß kundgibt. Daran schließen sich die Lähmungserscheinungen. Die Junge zittert, stößt beim Sprechen an, der Gang wird unsicher, das Gedächtniß nimmt sehr rasch ab. In diesem Zustande ist selten mehr an eine Wiederherstellung zu denken. Die Erscheinungen sind so zu deuten: Die Blutgefäße des Gehirns sind überfüllt und durch die anhaltende Ueberfüllung derselben tritt das unter hohem Druck befindliche Blut aus den Wandungen der Gefäße und verbreitet sich als eine wässrige Flüssigkeit über die Gesamtmasse des Gehirns, dringt in dessen Windungen und Höhlen ein, so daß die Funktionen desselben wesentlich beeinträchtigt und zuletzt ganz aufgehoben werden. Hört der Druck bald auf, dann ist Resorption, d. h. Verschwinden der Flüssigkeit und somit eine Wiederherstellung möglich. Die fast alljährlich bei anhaltenden Märchen in großer Sonnenhitze vorkommenden Unglücksfälle sind ein beredtes Zeugniß für die schädlichen Einwirkungen der Sonnenstrahlen auf den Organismus. Der hier oft plötzlich eintretende Tod ist auf einen äußerst hohen Druck des Blutes zurückzuführen. Der Grund, warum in unseren Hüttenwerken, Zuckerraffinerien, wo die ausstrahlende Wärme des Feuers oft so groß ist, daß die Arbeiter, besonders die Heizer, nur leicht gekleidet darin arbeiten können, nicht noch häufigere Erkrankungen dieser Art vorkommen, beruht zunächst darin, daß die Feuerarbeiter der Hitze, wenn sie ihnen unerträglich wird, ausweichen können, während man sich der Sonnenwärme gegenüber nicht schützen kann, außerdem trifft die vom Feuer ausstrahlende Wärme auch wirklich nicht so direkt den Kopf, als die Sonnenstrahlen, sondern meist mehr die Vorderseite des Körpers und das Gesicht, dann gewöhnen sich diese Arbeiter auch an höhere Hitzegrade. Es mag deshalb zum Schlusse die wohlberechtigte Mahnung hier angebracht sein, sich nicht muthwilliger und leichtsinniger Weise den brennenden Strahlen der Sonne auszusetzen, insbesondere gilt dies für Kinder, deren Organismus ja überhaupt noch wenig widerstandsfähig und darum um so leichter zu Erkrankungen disponirt ist. Die schlechte Gemohnheit in Deutschland, grade in der heißesten Zeit des Tages, am Mittage, eine Pause in der Arbeit eintreten zu lassen und nicht zu einer andern Zeit, mag durch das dadurch hervorgerufene Bewegen in der Sonnenhitze bei vielen die Veranlassung zur Entstehung dieser schrecklichen Krankheiten gewesen sein. Unsere Schulzeit ist ebenfalls so eingestuft, daß sich die Kinder zwischen 12 und 2 Uhr, also in der größten Hitze bewegen müssen. Mit der immer mehr und mehr überhandnehmenden Einsicht und Bildung der Massen wird man hoffen dürfen, daß auch in dieser Beziehung den thatsächlichen Verhältnissen mehr Rechnung getragen wird.

H. Schm.

Moralische Grundsätze ohne Uebung kommen ebenso leicht in Vergessenheit, als ein auswendig gelerntes Gedicht, ohne Wiederholung. Sind jene einmal in unserm Herzen erloschen, so gehen auch die sittlichen Regungen verloren, welche die Seele zur Tugend reizen. Und ganz natürlich zieht der Verlust von jenen auch den Verlust der Tugend nach sich.

Socrates.

Korrespondenz.

Hamburg. Ein Abonnent. Die Kinder Ihrer Waise sind in unsern Händen. Doch fehlt uns bisher die Zeit zur Prüfung. Die nächste Nummer wird Ihnen indeß wahrscheinlich schon den Bescheid bringen. — W. H. Die freudige „Anerkennung eines Arbeiters“, die Sie uns zuteil werden lassen, ist ein Theil jenes einzigen Lohnes, nach dem wir ringen. Wir drücken Ihnen im Geiste warm die Hand. Der hamburgische Schachfreund ist Herr Fabian Landau, der Mitglied einer Schachgesellschaft in Hamburg ist und dessen genaue Adresse Sie sowohl bei den Herren Auer und Derossi, Pferdemarkt 37, als bei Hrn. A. Geib, Köbingsmarkt 12, erhalten können.

Straßen. R. B. Eben weit wir unbrauchbare Silbermünzen genug zur Verfügung haben, lehnen wir uns nach brauchbaren; und zu dieser letzteren Sorte gehören die Thürigen. Darum besten Dank!

Baden (Schweiz). Fabr. Jupp. Zu unserem lebhaftesten Erstaunen und Bedauern erscheint Ihnen die an Sie gerichtete Korrespondenznotiz in einer der letzten Nummern des vorigen Jahrgangs „hämisch“. Sie befinden sich aber im entschlossensten Fortschritt — nur ein harmloser Scherz und nichts weiter liegt in jenen Zeilen; theilweise sogar vollkommener Ernst. Wir haben nämlich wirklich gegen eine Veröffentlichung der Namen aller unsrer Rätthel lebenden Damen nichts einzuwenden, wenn das gewünscht werden sollte. Also: Sie haben uns Unrecht gethan und nicht wir Ihnen!

Berlin. A. F. F. „Ein Zug überwindlichen Welterschmerzes zieht sich“ durch die „Neue Welt“? Das ist aber merkwürdig! Wissen Sie: Welterschmerz ist Lebensfeigkeit, und wir fühlen uns vorläufig von überwindlichem Lebensmuth befeelt. Darum seien Sie getroßt: die „Neue Welt“ und die ganze sozialistische Partei wird nicht „im Ocean der allgemeinen Weltentmuthigung untergehen“. Im übrigen grüßen Sie gefälligst den seligen Schopenhauer und telegraphiren Sie ihm in's Jenenseits, wir Sozialisten freuen uns, daß er sich hätte begraben lassen.